

**BERLINER GESELLSCHAFT FÜR
FASCHISMUS- UND
WELTKRIEGSFORSCHUNG e. V.**

**BULLETIN
Nr. 6**

**Thema:
Wirtschaftsbilanz der deutschen
Kriegsniederlage**

1996

INHALTSVERZEICHNIS

Bibliographie

Wissenschaftliche Publikationen von Dietrich Eichholtz
Zusammengestellt von Margarete Piesche 3

Thema

Dietrich Eichholtz

Deutschland am Ende des Krieges – eine kriegswirtschaftliche Bilanz 17

Berthold Puchert

Deutscher Außenhandel im zweiten Weltkrieg – am Beispiel der Schweiz skizziert 42

Karl Heinz Roth

Die wirtschaftspolitischen Nachkriegsplanungen des deutschen Faschismus –
Forschungsbilanz und offene Fragen 51

Berichte über Veranstaltungen der Gesellschaft

Manfred Steinkühler: Kapitulation und Befreiung 71

Fritz Petrick: Hitlers „Führererlasse“ 1919-1945 75

Paul Heider: Deutsche Widerstandskämpfer in den Reihen der Alliierten 77

Gerhart Hass: Die Propagandaschau am „Tag von Potsdam“ 79

Manfred Steinkühler: Faschismusforschung und Hitlerbiographie 81

Publikation

Günther Wieland: Eine neue Schriftenreihe zu Justiz und Zeitgeschichte 84

Bericht des Vorstandes für 1995 99

AUTOREN DES HEFTES

Dietrich Eichholtz

Prof. Dr. phil. habil., Wirtschaftshistoriker, Kleinmachnow

Gerhart Hass

Prof. Dr. phil. habil., Historiker, Rangsdorf

Paul Heider

Prof. Dr. sc. phil., Militärhistoriker, Potsdam

Fritz Petrick

Dr. sc. phil., Historiker. Greifswald

Margarete Piesche

Dr. phil., Historikerin, Berlin

Berthold Puchert

Prof. Dr. phil. habil., Wirtschaftshistoriker, Potsdam

Karl Heinz Roth

Dr. med. & Dr. phil., Arzt und Historiker, Hamburg

Manfred Steinkühler

Dr. phil., Generalkonsul a. D., Berlin

Günther Wieland

Dr. jur., Jurist und Historiker, Berlin

Zum 65. Geburtstag von Professor Dr. Dietrich Eichholtz am 22. August 1995 veröffentlichen wir nachfolgende

Bibliographie der wissenschaftlichen Publikationen von Dietrich Eichholtz

Zusammengestellt von Margarete Piesche

Bücher

1996

1. Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945. Bd. 3: 1943-1945. Berlin: Akademie-Verl., 1996. ca. 1.200 S.

1985

2. Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945. Bd. 2: 1941-1945. Berlin: Akademie-Verl., 1985. XVIII. 713 S.

1969

3. Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945. Bd. 1: 1939-1945. Berlin: Akademie-Verl., 1969. XI. 408 S.

1962

4. Junker und Bourgeoisie vor 1848 in der preußischen Eisenbahngeschichte. Berlin: Akademie-Verl., 1962. VIII. 243 S. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Schriftenreihe des Instituts für Geschichte. R. 1: 11).

1959

5. Über das Verhältnis zwischen Junkern und Bourgeoisie vor 1848 in der preußischen Eisenbahngeschichte. Theoretische und historische Probleme aus der Eisenbahnfrühzeit. Wirtschaftswiss. Diss., Berlin Humboldt-Univ. 1959. 358, XVI gez. Bl. (Masch.schr.). Gedr. 1962 u. d. T.: Junker und Bourgeoisie vor 1848 in der preußischen Eisenbahngeschichte.

[4:]

Mitautor

1977

6. Konzept für die „Neuordnung“ der Welt. Die Kriegsziele des faschistischen deutschen Imperialismus im zweiten Weltkrieg / Autorenkollektiv unter Leitung von Wolfgang Schumann. Berlin: Dietz Verl., 1977. 140 S.

1974-1985

7. Deutschland im zweiten Weltkrieg / Autorenkollektiv unter Leitung von Wolfgang Schumann. 6 Bände. Berlin: Akademie-Verl., 1974-1985.

1960

8. Uns gehören die Schienenwege. Berlin. 1960.

Herausgebertätigkeit

1993

9. Brandenburg in der NS-Zeit. Studien und Dokumente / Hrsg. von Dietrich Eichholtz unter Mitarb. von Almuth Püschel. Berlin: Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung. 1993. 501 S.: III., Kt., Tab. = Verfolgung. Alltag. Widerstand (Teilauf.).

1992

10. Faschismus und Rassismus. Kontroversen um Ideologie und Opfer / Hrg. von Werner Röhr in Zusammenarbeit mit Dietrich Eichholtz, Gerhart Hass u. Wolfgang Wippermann. Berlin: Akademie-Verl., 1992. 454 S.

1989

11. Der Weg in den Krieg. Studien zur Geschichte der Vorkriegsjahre. 1935/36 bis 1939 / Hrsg. von Dietrich Eichholtz u. Kurt Pätzold. Berlin: Akademie-Verl., 1989. XII. 562 S., Tab.

1983

12. Studien zur Geschichte des Faschismus und des antifaschistischen Widerstandskampfes / Hrsg. von Dietrich Eichholtz u. Klaus Mammach – Band 1–2. Berlin: Akademie-Verl., 1982, 1983. 392 S., Tab.: 135 S., Tab. & Kt. (Jahrbuch für Geschichte: 26; 27).

1980

13. Faschismusforschung. Positionen. Probleme. Polemik Hrsg. von Dietrich Eichholtz und Kurt Gossweiler. Berlin: Akademie-Verl., 1980. 459 S. Japan. Ausg. 1983.

[5:]

1969

14. Anatomie des Krieges. Neue Dokumente über die Rolle des deutschen Monopolkapitals bei der Vorbereitung und Durchführung des zweiten Weltkrieges / Hrsg. u. eingel. von Dietrich Eichholtz u. Wolfgang Schumann. Berlin: Dt. Verl. d. Wiss., 1969. 523 S. Russ. Ausg. 1971.

Beiträge in wissenschaftlichen Sammelwerken

1995

15. Das deutsche Großkapital und der Krieg. In: Der 8. Mai 1945 / Hrsg. von Hans Modrow. Berlin. 1995. S. 169-175.

16. Die deutsche Kriegswirtschaft 1939 bis 1945 (Italienisch). In: Dizionario dei fascismi. Milano. 1995.

17. und Dietrich, Martina: Soziale Umbrüche in Brandenburg 1943-1945. In: Terror. Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus. Probleme einer Sozialgeschichte des deutschen Faschismus / Hg. von Brigitte Berlekamp u. Werner Röhr. Münster: Westfälisches Dampfboot. 1995, S. 123-161.

18. Wirtschaftskollaboration und „Ostgesellschaften“ in NS-besetzten Ländern 1941-1944. In: Europa unterm Hakenkreuz. Die Okkupationspolitik des deutschen Faschismus 1938-1945. Ergänzungsband 1: Okkupation und Kollaboration 1938-1945. Beiträge zu Konzepten und Praxis der Kollaboration in der deutschen Okkupationspolitik / Zsgest. u. eingel. von Werner Röhr. Berlin: Heidelberg: Hüthig Verl., 1994, S. 433-459. Auch in: Patient Geschichte. Für Karl Heinz Roth/Hg. von Karsten Linne u. Thomas Wohlleben. Frankfurt/M.: Zweitausendeins. 1993. S. 207-228.

1993

19. Der „Generalplan Ost“ als genozidale Variante der imperialistischen Ostexpansion. In: Der „Generalplan Ost“. Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik / Hrsg. von Mechthild Rössler u. Sabine Schleiermacher unter Mitarb. von Cordula Tollmien. Berlin: Akademie-Verl., 1993. S. 118-124. (Schriften der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts).

20. Rüstungswirtschaft und Arbeiterleben am Vorabend der Katastrophe (1943/44). In: Brandenburg in der NS-Zeit. Studien und Dokumente. Berlin: Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung. 1993. S. 63-112: III., Tab.

1992

21. Der „Generalplan Ost“ und seine Opfer. In: Faschismus und Rassismus. Kontroversen um Ideologie und Opfer / Hrsg. von Werner Röhr in [6:] Zusammenarbeit mit Dietrich Eichholtz, Gerhart Hass u. Wolfgang Wippermann. Berlin: Akademie-Verl., 1992. S. 291-299.
22. Die Imperialismustheorie Lenins und der Krieg gegen die Sowjetunion. In: Gegen das Vergessen. Der Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion 1941/1945. Deutsch-sowjetische Historikerkonferenz im Juni 1991 in Berlin über Ursachen, Opfer, Folgen des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion / Hg. von Klaus Meyer u. Wolfgang Wippermann. Frankfurt/M.: Haag & Herchen, 1992, S. 33-42.
23. Zur deutschen Geschichte in den 30er Jahren. Probleme und Versäumnisse unserer Geschichtsschreibung. In: Krise – Umbruch – Neubeginn. Eine kritische und selbstkritische Dokumentation der DDR-Geschichtswissenschaft 1989/90 / Hrsg. von Rainer Eckert, Wolfgang Küttler u. Gustav Seebert. Mit einem Nachw. von Jürgen Kocka. Stuttgart: Klett-Cotta. 1992. S. 392-407.

1991

24. Die „Krautaktion“. Ruhrindustrie. Ernährungswissenschaft und Zwangsarbeit 1944. In: Europa und der „Reichseinsatz“. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938/1945 / Hg. von Ulrich Herbert. Essen: Klartext-Verl., 1991. S. 270-294. Tab.

1989

25. Das deutsche Monopolkapital. Eskalation der Kriegsziele. In: Krieg oder Frieden im Wandel der Geschichte / Hrsg. von Helmut Bock u. Marianne Thoms. Berlin. 1989. S. 409-417.
26. Das Expansionsprogramm des deutschen Finanzkapitals am Vorabend des zweiten Weltkrieges. In: Der Weg in den Krieg. Studien zur Geschichte der Vorkriegsjahre, 1935/36 bis 1939 / Hrsg. von Dietrich Eichholtz u. Kurt Pätzold. Berlin: Akademie-Verl., 1989. S. 1-39.
27. Oikonomikes plevrés tis politikís ton gennanikón dynámeon katochis stîn Elláda [Wirtschaftliche Ziele der deutschen Besatzungsmacht in Griechenland]. In: Ebenda 1936-1944. Diktatoria – Katochí – Antistasi / Hrsg. von Hagen Fleischer u. Nikos Svorónos. Athen. 1989. S. 219-226.
28. Wirtschaftliche Interessen und Ziele des „Anschlusses“ Österreichs 1938. In: Fünfzig Jahre danach – der „Anschluß“ von innen und außen gesehen. Beiträge zum internationalen Symposium von Rouen. 29. Februar-4. März 1988 / Hrsg. von Felix Kreissler. Wien: Zürich: Europa-Verl., 1989. S. 132-138. (Veröffentlichung des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung. Linz/Graz und des Centre d'Etudes et de Recherches Autrichiennes).

[7:]

1987

29. La deportazione di manodopera in Germania. 1939/1945. In: Spostamenti di popolazione e deportazioni in Europa 1939-1945. Bologna: Cappelli editore. 1987. S. 43-68.
30. Zur Kriegsziel- und Okkupationspolitik des deutschen faschistischen Imperialismus gegenüber Griechenland (1939/1941). In: Griechenland – Ägäis – Zypern. Vorträge der wissenschaftlichen Konferenz „Das moderne Griechenland und das moderne Zypern in der Forschung der sozialistischen Gesellschaft“. Leipzig: Karl-Marx-Univ. 1987. S. 34-51. (Wissenschaftliche Beiträge der Karl-Marx-Universität Leipzig: R. Gesellsch.wiss.).

1983

31. Carl Bosch. Benzin und Aufrüstung. In: Sturz ins Dritte Reich. Historische Miniaturen und Porträts 1943/35 / Hrsg. von Helmut Bock, Wolfgang Ruge u. Marianne Thoms. Leipzig: Jena: Berlin. 1983. S. 250-258. (Neuaufll. 1985 u. 1989).

32. Gustav Krupp von Bohlen und Halbach. Hilfestellung der monopolkapitalistischen Industrie. In: Sturz ins Dritte Reich. Historische Miniaturen und Porträts 1932/35 / Hrsg. von Helmut Bock, Wolfgang Ruge und Marianne Thoms. Leipzig: Jena: Berlin. 1983. S. 199-206. (Neuaufll. 1985 u. 1989).

1980

33. Faschismus und Ökonomie. Zu Problemen der Entwicklung der Produktionsverhältnisse unter der faschistischen Diktatur. In: Faschismusforschung. Positionen. Probleme. Polemik / Hrsg. von Dietrich Eichholtz u. Kurt Gossweiler. Berlin: Akademie-Verl. 1980. S. 49-72.

1974

34. Introduction to the history of the German war economy. In: Postwar German culture / Hrsg. von Charles E. McClelland u. Steven P. Scher. New York. 1974. S. 57-62. (Neuaufll. 1980).

35. Das Zwangsarbeitssystem des faschistischen deutschen Imperialismus in der Kontinuität imperialistischer Fremdarbeiterpolitik. In: Wesen und Kontinuität der Fremdarbeiterpolitik des deutschen Imperialismus. Materialien eines wissenschaftlichen Kolloquiums der Sektion Geschichte der Universität Rostock / Red. von Bruno Schrage. Rostock: Univ., 1974. S. 77-96.

1966

36. Monopole und Staat in Deutschland 1933-1945. Bemerkungen zur Diskussion. In: Monopole und Staat in Deutschland 1917-1945. Protokoll der 2. Tagung der Fachgruppe Geschichte der neuesten Zeit [8:] 1917-1945 am 20. und 21. März 1965 in Berlin im Rahmen des 3. Kongresses der Deutschen Historiker-Gesellschaft / Red.: Karl Drechsler [u. a.]. Berlin: Akademie-Verl., 1966. S. 33-59.

1962

37. Begegnungen unter den preußischen Eisenbahnbauarbeitern im Vormärz. In: Beiträge zur deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Berlin: Akademie-Verl., 1962. S. 251-287. Tab. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Schriftenreihe des Instituts für Geschichte. R. 1: 10).

Artikel in Zeitschriften und Jahrbüchern

1995

38. Die NS-„Neuordnungs“politik und die deutsche Wirtschaft [Italienisch]. In: I viaggi di Erodoto. (1995)

1992

39. Literaturbericht zur Politik und den Verbrechen des NS-Staates im Zweiten Weltkrieg. In: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts. Hamburg. (1992) 4. S. 105-113.

1991

40. Die Imperialismustheorie Lenins und der Krieg gegen die Sowjetunion. Eine Nachbetrachtung zum 50. Jahrestag des Überfalls Hitlerdeutschlands auf die UdSSR am 22. Juni 1941. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Berlin. 33 (1991) 6. S. 804-810.

1990

41. Die „Ausgrenzung“ der DDR-Geschichtswissenschaft [Griechisch]. In: Ta istorika. (1990). 12/13. S. 222-226.

42. Zur deutschen Geschichte in den dreißiger Jahren. In: Geschichte und Gesellschaftskunde. (1990). 2/3. S. 167-175.

1989

43. Zur Rolle des deutschen Monopolkapitals in den dreißiger Jahren bei der Vorbereitung des zweiten Weltkrieges. In: Militärgeschichte. (1989). 4. S. 335-339.

1988

44. Der „Anschluß“ Österreichs 1938 und die Südostexpansion der Deutschen Bank. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin. (1988) 4. S. 203-248.

[9:] 45. Wirtschaftliche Aspekte des „Anschlusses“. In: Bulletin des Arbeitskreises „Zweiter Weltkrieg“. Berlin. (1988) 1/4. S. 140-160.

1986

46. Die „Großraumwirtschaft“ für den großen Krieg. Zwei geheime Memoranden der Reichsstelle für Wirtschaftsausbau vom Frühjahr/Sommer 1939. In: Bulletin des Arbeitskreises „Zweiter Weltkrieg“. Berlin. (1986) 1/4. S. 70-160.

47. Aus der Praxis von Rüstungskonzernen und Kriegsprofiteuren. In: Der Mahnruf. (1986). 199/200. S. 9-11.

1985

48. Diskussionsbeitrag zu den Nachkriegsplanungen der deutschen Großbourgeoisie. In: Bulletin des Arbeitskreises „Zweiter Weltkrieg“. Berlin. (1985) 1/4. S. 91-95.

49. Falzifikace dejin druhé války v novejsi burzoazni literature. [Die Vermischung d. Geschichte d. zweiten Weltkrieges in d. zeitgenöss. bürgerl. Lit.]. In: Mezinárodní vztahy. Praha. (1985) 4. S. 70-77.

50. Kriegskonjunktur und Niederlage. Die ökonomischen Machtgrundlagen des deutschen Imperialismus am Ende des Zweiten Weltkrieges. In: Militärgeschichte. Berlin. 2, (1985) 2. S. 128-139: Tab.

51. Kto i zacem fal'sificiruet istoriju vtoroj mirovoj vojny. In: Mezdunarodnaja zizn'. Moskva. (1985). 3.

52. Zur Erhaltung der ökonomischen Machtgrundlagen des deutschen Imperialismus 1945. In: Bulletin des Arbeitskreises „Zweiter Weltkrieg“. Berlin. (1985) 1/4. S. 32-40.

1984

53. Daten und Fakten zur Kriegswirtschaft und Kriegstechnik 1940-1945. In: Bulletin des Arbeitskreises „Zweiter Weltkrieg“. Berlin. (1984) 1-4. S. 97-172.

1983

54. Die Ausbeutung der Landwirtschaft der faschistisch besetzten Gebiete durch die Okkupanten und die Taktik der materiellen Korruption in Deutschland während des Zweiten Weltkrieges. In: Studia historiae oeconomicae. Poznan. 17. 1982 (1983). S. 151-171.

1982

55. The „European Greater Economic Sphere“ and the Nordic Countries after June 22. 1941. In: Revue internationale d'histoire militaire. Göteborg [u. a.]. 53 (1982). S. 55-69.

[10:] 56. Der „Generalplan Ost“. Über eine Ausgeburt imperialistischer Denkart und Politik (mit Dokumenten). In: Jahrbuch für Geschichte. Berlin. 26 (1982). S. 217-274. Tab.

1981

57. „Großgermanisches Reich“ und „Generalplan Ost“. Einheitlichkeit und Unterschiedlichkeit im faschistischen Okkupationssystem. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 28 (1980) 9. S. 835-841. Auch in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Gesellschaftswiss. R., Greifswald. 30 (1981) 1/2. S. 83-86.

58. Niemiecki kapital monopolistyczny a zbrojenia w latach 1933-1939. [Das dt. Monopolkapital u. d. Aufrüstung 1933-1939]. In: Kwartalnik historyczny. Warszawa. 88 (1981) 1. S. 225-249.

59. Ökonomische und politische Herrschaft in der faschistischen Diktatur. In: Research reports / Institut of Politic History. University of Helsinki. (1981) 1. S. 125-140.

1980

60. und Gossweiler. Kurt: Fragen der Faschismusforschung in der DDR. Anlässlich des Erscheinens des Sammelbandes „Faschismusforschung. Positionen – Probleme – Polemik“. In: Bulletin des Arbeitskreises „Zweiter Weltkrieg“. Berlin. (1980). S. 5-31.

1979

61. Expansionsrichtung Nordeuropa. Der „Europäische Großwirtschaftsraum“ und die nordischen Länder nach dem faschistischen Überfall auf die UdSSR. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 27 (1979) 1. S. 17-31.

62. Wirtschaftspolitik und Strategie des faschistischen deutschen Imperialismus im Dnepr-Donetz-Industriegebiet 1941-1943. In: Militärgeschichte. 18 (1979) 3. S. 281-296.

1978

63. La grande industrie allemande et l'armement de 1933 à 1939. In: Cahiers d'histoire de l'Institut Mauricc Thorez. Paris. (1978). 24. S. 90-122.

64. Kriegswirtschaftliche Resultate der Okkupationspolitik des faschistischen deutschen Imperialismus 1939-1944. In: Militärgeschichte. Berlin. 17 (1978) 2. S. 133–151.

[11:]

1977

65. Das Minette-Revier und die deutsche Montanindustrie. Zur Kriegszielstrategie der deutschen Monopole im Zweiten Weltkrieg (1941/42). In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 25 (1977) 7. S. 816-838.

66. Die Richtlinien Görings für die Wirtschaftspolitik auf dem besetzten sowjetischen Territorium vom 8. November 1941. In: Bulletin des Arbeitskreises „Zweiter Weltkrieg“. Berlin. (1977) 1/2. S. 73-110.

1976

67. Der Raubzug des faschistischen deutschen Imperialismus zu den Erdölquellen des Kaukasus 1941-1943. In: Jahrbuch für Geschichte. Berlin. 14 (1976). S. 445-502.

68. Zu einigen Fragen der Geschichte des deutschen Imperialismus. Anlässlich des Erscheinens des dritten Bandes der „Wirtschaftsgeschichte Deutschlands“. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 24 (1976) 1. S. 65-74.

1975

69. Das Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion und die Straßburger Tagung vom 10. August 1944. Bemerkungen zu offenen Fragen. In: Bulletin des Arbeitskreises „Zweiter Weltkrieg“. Berlin. (1975) 3/4. S. 5-21.

1974

70. Die Kriegszielenkschrift des Kolonialpolitischen Amtes der NSDAP von 1940. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 22 (1974) 3. S. 308-324.

71. Manager des staatsmonopolistischen Kapitalismus. Bürgerliche Literatur über faschistische Minister und Militärs in der Kriegswirtschaft 1939-1945. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin. (1974) 3. S. 217-233.

72. Die Norwegen-Denkschrift des IG-Farben-Konzerns von 1941. In: Bulletin des Arbeitskreises „Zweiter Weltkrieg“. Berlin. (1974). 1/2. S. 5-66.

1973

73. Die Vorgeschichte des „Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz“. (Mit Dokumenten). In: Jahrbuch für Geschichte. Berlin. 9 (1973). S. 339-383.

1972

74. und Gossweiler, Kurt: Zu einigen theoretischen und methodologischen Fragen der Erforschung der Geschichte des Faschismus und Neofaschismus. In: Bulletin des Arbeitskreises „Zweiter Weltkrieg“. Berlin. (1972) 3/4. S. 7-20.

[12:]

1971

75. Alte und „neue“ Konzeptionen. Bürgerliche Literatur zur Wirtschaftsgeschichte des Faschismus in Deutschland. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin. (1971) 3. S. 231-255.

1970

76. „Wege zur Entbolschewisierung und Entrussung des Ostraums“. Empfehlungen des IG-Farben-Konzerns für Hitler im Frühjahr 1943. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin. (1970) 2. S. 1344.

77. und Drobisch, Klaus: Die Zwangsarbeit ausländischer Arbeitskräfte in Deutschland während des zweiten Weltkrieges. (Referat zum Problem „Die werktätigen Massen während des zweiten Weltkrieges“). Moskau 1970. 15 S. (13. Internationaler Kongreß der historischen Wissenschaften. Internationales Komitee der Geschichte des Zweiten Weltkrieges). Dass. auch in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 18 (1970) 5. S. 626-639.

1969

78. Zum Anteil des IG-Farben-Konzerns an der Vorbereitung des zweiten Weltkrieges. Ein Dokument zur staatsmonopolistischen Kriegsplanung des faschistischen deutschen Imperialismus. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin. (1969) 2. S. 83-105.

1968

79. und Gossweiler, Kurt: Noch einmal: Politik und Wirtschaft 1933-1945. In: Argument. Berlin. 10 (1968) 3. S. 210-227.

80. Probleme der Entwicklung des staatsmonopolistischen Kapitalismus. In: Mitteilungen der Deutschen Historikergesellschaft. Berlin. (1968) 2. S. 16-19.

1967

81. und Czollek, Roswitha: Zur wirtschaftspolitischen Konzeption des deutschen Imperialismus beim Überfall auf die Sowjetunion. Aufbau und Zielsetzung des staatsmonopolistischen Apparats für den faschistischen Beute- und Vernichtungskrieg. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin. (1968). 1. S. 141-181.

1967

82. und Czollek, Roswitha: Die deutschen Monopole und der 22. Juni 1941. Dokumente zu Kriegszielen und Kriegsplanung führender Konzerne beim Überfall auf die Sowjetunion. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 15 (1967). S. 64-76.

83. und Hass, Gerhart Zu den Ursachen des zweiten Weltkrieges und den Kriegszielen des deutschen Imperialismus. In: Zeitschrift für [13:] Geschichtswissenschaft. Berlin. 15 (1967). S. 1148-1170. [Dänisch in: Sorensen: Die Verantwortung für den zweiten Weltkrieg. 1980].

84. Zur Lage der deutschen Werktätigen im ersten Kriegsjahr 1939/40. Eine Studie über die staatsmonopolistische Kriegswirtschaft des deutschen Faschismus. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin. (1967) 1. S. 147-171.

1966

85. Die IG-Farben-„Friedensplanung“. Schlüsseldokumente der faschistischen „Neuordnung des europäischen Großraums“. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin. (1966) 3. S. 271-332.

86. und Czollek, Roswitha: Die Nürnberger Nachfolgeprozesse als Quelle der Geschichtswissenschaft. Informationen über in der DDR vorhandene Prozeßmaterialien und methodische Hinweise für ihre Benutzung. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin (1966) 3. S. 219-235.

1965

87. Zur Problematik von Struktur und Begriff der Arbeiterklasse. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Greifswald. (1965).

1964

88. Gewalt und Ökonomie. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin. (1964) 2/3. S. 358-372.

1963

89. Probleme einer Wirtschaftsgeschichte des Faschismus in Deutschland. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin. (1963) 1. S. 97-127.

1961

90. Bericht über die Konstituierung des Arbeitskreises „Wirtschaftshistorische Probleme des Faschismus (1933-1945)“. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin. (1961) 1. S. 231-236.

Mitarbeit an Lexika

1991

91. Paul Pleiger: Walter Rohland (Zwei Stichworte). In: Biographien zur deutschen Geschichte. Berlin. 1991. S. 392-393, S. 423-424.

[14:]

1985

92. Generalbevollmächtigter für die Kriegswirtschaft: Reichministerium für Rüstung und Kriegsproduktion: Vierjahresplan: Wehrwirtschafts- und Rüstungsamt (Vier Stichworte). In: Wörterbuch zur deutschen Militärgeschichte. 2 Bände / Hauptred. Reinhard Brühl. Berlin: Militärverl., 1985. S. 232-233, S. 810-811, S. 1024, S. 1059-1060. (Schriften des Militärgeschichtlichen Instituts der DDR).

1967

93. Wirtschaft 1933-1955. In: Deutsche Geschichte in Daten / Hrsg. von Horst Bartel [u. a.]. Berlin: Deutscher Verl. der Wissenschaften. 1967. S. 702-717.

Rezensionen (Auswahl)

1996

94. Naasner, Walter: Neue Machtzentren in der deutschen Kriegswirtschaft 1942-1945. Boppard/Rh.: Harald Boldt Verl., 1994. [534 S.] Rez. in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts. Hamburg. 11 (1996) 2.

1995

95. Zwangsarbeit bei Daimler-Benz / Hrsg. von Barbara Hopmann, Mark Spoerer, Birgit Weitz u. Beate Brüninghaus. Stuttgart: Franz Steiner Verl., 1994. 558 S. (Zeitschrift für Unternehmensgeschichte. Beiheft 78). Rez. in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 43 (1995). 7. S. 655-658.

1993

96. Die deutsche Wirtschaftspolitik in den besetzten Gebieten 1941-1943. Der Abschlußbericht des Wirtschaftsstabes Ost und Aufzeichnungen eines Angehörigen des Wirtschaftskommandos Kiew / Hrsg. von Rolf-Dieter Müller. Boppard/Rh.: Harald Boldt Verl., 1991. XI. 671 S. Rez. in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 41 (1993) 11. S. 1037-1038.
97. Inventar archivalischer Quellen des NS-Staates. Die Überlieferung von Behörden und Einrichtungen des Reiches, der Länder und der NSDAP. München [u. a.]. 1991. Rez. in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin 41 (1993) 12. S. 1149.
98. Lindner, Stephan H.: Das Reichskommissariat für die Behandlung feindlichen Vermögens im Zweiten Weltkrieg. Eine Studie zur Verwaltungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte des nationalsozialistischen [15:] Deutschlands. Stuttgart: Franz Steiner Verl., 1991. 178 S. (Zeitschrift für Unternehmensgeschichte. Beiheft 67) Rez. in Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 41 (1993) 10. S. 995-996.
99. Petrick, Fritz: Der „Leichtmetallausbau Norwegen“ 1940-1945. Eine Studie der deutschen Expansions- und Okkupationspolitik in Nordeuropa. Frankfurt/M. [u. a.]: Peter Lang. 1992. 225 S., III. Tab. (Europäische Hochschulschriften. R. III: 512) Rez. in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 11 (1993) 11. S. 1053-1054.

1992

100. Findbücher zu Beständen des Bundesarchivs. Bd. 23, Bd. 29, Bd. 36. Koblenz Bundesarchiv. 1991. Rez. in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 40 (1992) 10. S. 1002-1003.
101. Kaienburg, Hermann: „Vernichtung durch Arbeit“. Der Fall Neuengamme. Bonn. 1990. Rez. in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 40 (1992) 8. S. 801.
102. Streit, Christian: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945. Bonn: Dietz. 1991. 448 S. Rez. in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 40 (1992) 7. S. 711.

1988

103. Expansionsrichtung Nordeuropa. Dokumente zur Nordeuropapolitik des faschistischen deutschen Imperialismus 1939 bis 1945 / Hrsg. u. eingel. von Manfred Menger, Fritz Petrick, Wolfgang Wilhelmus. Unter Mitarb. von Reinhard Abraham. Berlin: Dt. Verl. d. Wiss. 1987. 211 S. Rez. in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin 36 (1988) 4. S. 355.

1984

104. Handbuch Wirtschaftsgeschichte / Hrsg. von Hans Radandt [u. a.]. Band 1-2. Berlin: Dt. Verl. d. Wiss., 1981. 600 S., S. 605-1115. Tab. Rez. in: Militärgeschichte. Berlin. 23 (1984) 4. S. 345-346.

1982

105. Wirtschaft und Staat in Deutschland. Eine Wirtschaftsgeschichte des staatsmonopolistischen Kapitalismus in Deutschland Vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1945 in 3 Bänden / Hrsg. von Helga Nussbaum und Lotte Zumpe. Berlin: Akademie-Verl., 1976: 1978, 1980. XI. 312 S., VII. 423 S., 552 S. (Wirtschaft und Staat in Deutschland: 1-3). Rez. in: Militärgeschichte. Berlin. 21 (1982) 1. S. 346-347.

1974

106. Dress, Hans: Stomlkei und faschistische Neuordnung Europas 1939-1941. Berlin: Akademie-Verl., 1972. 199 S (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Schriften des Zentralinstituts für Geschichte, [16:] R. 1, 37) Rez. in: Deutsche Literaturzeitung. Berlin. 95 (1974) 8/9. S. 627-629.

1973

107. Gossweiler, Kurt: Großbanken, Industriemonopole, Staat. Staatliche Ökonomie und Politik des staatsmonopolistischen Kapitalismus in Deutschland 1914-1932. Berlin: Dt. Verl. d. Wiss., 1971. 523 S. Rez. in: Deutsche Außenpolitik. Berlin. 18 (1973) 1. S. 194-198.

1970

108. Deutschlands Rüstung im Zweiten Weltkrieg. Hitlers Konferenzen mit Albert Speer 1942-1945 / Hrsg. u. eingel. von Willi A. Boelcke. Frankfurt/M., Akad. Ver. Ges. Athenaion. 1969. 495 S. (Athenaion-Bibliothek der Geschichte). Rez. in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. 18 (1970) 8. S. 1082-1083.

1969

109. Müller, Norbert: Die Rolle der Wehrmacht und ihrer Führungsorgane bei der Planung und Durchführung des Okkupationsregimes des faschistischen deutschen Imperialismus in den während des zweiten Weltkrieges zeitweilig besetzten sowjetischen Gebieten. Bd. 1-2. Diss. Berlin 1968. XVIII. 220 gez. Bl. 141 gez. Bl. (Maschinenschr. vervielf.). Rez. in Zeitschrift für Militärgeschichte. Berlin. 8 (1969) 6. S. 760-761.

1967

110. Seeber, Eva: Zwangsarbeiter in der faschistischen Kriegswirtschaft. Die Deportation und Ausbeutung polnischer Bürger unter besonderer Berücksichtigung der Lage der Arbeiter aus dem sogen. Generalgouvernement 1939-1945. Berlin: Dt. Verl. d. Wiss., 1964. 312 S. (Schriftenreihe des Instituts für Geschichte der europäischen Volksdemokratien an der Karl-Marx-Universität Leipzig: 3). Rez. in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte.

[17:]

DIETRICH EICHHOLTZ

Deutschland am Ende des Krieges Eine kriegswirtschaftliche Bilanz¹

Im Jahre 1939 war die deutsche Wehrmacht die nach der UdSSR zahlenmäßig stärkste, in vielem die am modernsten ausgerüstete, jedenfalls auch die am stärksten mobilisierte Kriegsmaschine der Welt. Hitler hat mit dieser Wehrmacht gesiegt – fast drei Jahre lang, wenn man von der allerdings gravierenden Niederlage vor Moskau absieht. Die Strategie, einen Gegner nach dem anderen zu überrollen (Polen, Nordeuropa, Westeuropa, Südosteuropa) und auf diese Weise das deutsche Kriegspotential zu stärken, schien 1940 und sogar noch 1941/42 aufgegangen zu sein. Die Erfolge dieser Strategie – die Beherrschung großer Teile Europas – hatten die Machthaber dazu ermuntert, den eigenen strategischen Plan irrwitzig zu überspannen und schließlich fallen zu lassen, indem sie die UdSSR angriffen und den Kriegseintritt der USA provozierten. Sie rechneten erstens damit, die UdSSR in wenigen Monaten, spätestens aber 1942 zu überrennen und an das Erdöl von Baku – später im Nahen Osten – zu gelangen.

Zweitens hatten sie offensichtlich vor, das Kriegspotential, besonders das wirtschaftliche, vom Atlantik bis zum Kaspischen Meer schnell und wirkungsvoll für ihre weitere Kriegführung über Kontinente und Ozeane auszubeuten. Schließlich mißachteten sie die Gefahr, daß die Gegner ihr riesiges Kriegspotential in eine Koalition einbringen und planvoll gegen sie einsetzen konnten – ein Potential, das sie ohnehin maßlos unterschätzten. Hätten sich all diese Annahmen nicht als Fehlrechnungen erwiesen, so kann man sich wirklich schwer vorstellen, wie der unter deutscher Herrschaft stehende europäische Kriegs- und Wirtschaftskoloß hätte besiegt und unschädlich gemacht werden können.

Im Dezember 1941 wurde die Wehrmacht vor Moskau zum ersten Mal schwer geschlagen und weit zurückgeworfen. Ein zweites schwerwiegendes Ereignis im Dezember 1941, das unter kriegswirtschaftlichem Aspekt noch gewürdigt werden soll, war der Kriegseintritt des USA. Wenn wir nach einem Wendepunkt im europäischen Krieg suchen, nach einer Zäsur, die die Periode der faschistischen „Blitzsieg“ und eines durchaus offenen Kriegsverlaufs von der [18:] Periode des Niedergangs und der unvermeidlichen Niederlage trennt, so liegt sie am wahrscheinlichsten im Spätherbst 1941 im Dezember 1941. Jedenfalls hätten schon damals, nach dem Scheitern der deutschen „Blitzkriegsstrategie und nach dem Kriegseintritt der Amerikaner die deutschen Rüstungs- und Wirtschaftsexperten, die ja über ziemlich gute Statistiken verfügten, bei der Berechnung des kriegswirtschaftlichen Potentials der kämpfenden Koalitionen die einfache Wahrheit erkennen müssen, daß der Krieg, wie auch immer, jedenfalls wirtschaftlich nicht zu gewinnen war. John Ellis hat diese Schlüsselerkenntnis auf den knappen Nenner gebracht, daß es, „nachdem Amerika und Rußland in den Krieg hineingezogen worden waren und nachdem beide den ersten wütenden Ansturm des Gegners abgeschlagen hatten, absolut keine Chance dafür gab, daß die Achsenmächte auch nur einen Verhandlungsfrieden hätten ausschlagen können.“²

Der tatsächliche, nicht virtuelle, Niedergang und Zerfall der deutschen Macht setzte aber erst wesentlich später ein: militärisch im Spätherbst und Winter 1942/43, wirtschaftlich erst im Laufe des Jahres 1944. Das lag daran, daß die UdSSR zu Lande bis zur Invasion in der Normandie im Juni 1944 im wesentlichen allein kämpfte – zweieinhalb Jahre! – und daß das amerikanische Potential nicht viel weniger Zeit brauchte, um sich mit entsprechender militärischer Wirkung zu entfalten, abgesehen davon, daß der Krieg im Pazifik vieles davon absorbierte.

Nach dem Krieg tauchte eine Fülle von ganz unterschiedlichen, größtenteils widersprüchlichen Argumenten auf, die Fehlentscheidungen, Unterlassungen, Unfähigkeit oder auch Verrat für die deutsche Niederlage verantwortlich machten. Manche dieser Argumente leben bis heute fort:

¹ Erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten während eines Kolloquiums der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung e. V. am 12. September 1995)

² John Ellis, *Brute Force, Allied Strategy and Tactics*. London 1990. S. 538.

- *politische*, besonders das nahtlos im Kalten Krieg weiterverwendete Argument, daß nämlich die Westmächte auf der falschen Seite gekämpft hätten;
- *militärische*, etwa daß 1942 Moskau statt Stalingrad das Eroberungsziel hätte sein müssen oder daß Hitler nicht auf die Generale gehört habe (rechtzeitige Rückzüge usw.);
- schließlich *rüstungs- und kriegswirtschaftliche* Argumente, die immer wieder kolportiert werden:
 - * die „friedensmäßige“ Kriegswirtschaft 1940/41.
 - * die zu späte und unvollkommene Umstellung auf den „totalen“ Krieg.
 - * die zahlreichen Mängel und Mißgriffe in der Luftrüstung.

[19:]

- * die Unterschätzung der gegnerischen U-Boot-Abwehr und das Fehlen der deutschen Luftaufklärung für den U-Boot-Krieg,
- * die Verschwendung von Kapazitäten für die Produktion der „V-Waffen“, besonders der Rakete A 4, anstelle der Mehrproduktion von (Jagd-) Flugzeugen (oder auch das umgekehrte Argument!).
- * das Auf-der-Stelle-Treten in der Atomforschung und bei der Entwicklung der Atombombe.

In der DDR und in anderen „realsozialistischen“ Ländern herrschte seinerzeit als Erklärung für den Ausgang des zweiten Weltkrieges die These von der „Gesetzmäßigkeit der Niederlage des faschistischen deutschen Imperialismus“ vor. Danach war Hitlerdeutschland auf Grund des ungerechten, verbrecherischen Charakters des Krieges, den es führte, zur Niederlage verurteilt: insbesondere die sozialistische Sowjetunion als Verkörperung des Fortschritts der menschlichen Gesellschaft mußte „gesetzmäßig“ den Sieg über den Faschismus davontragen. Leider bestätigt es die nicht derart teleologisch „vorgehende“ Geschichte im allgemeinen nicht, daß faschistische oder andere menschenfeindliche Regimes in verbrecherischen Kriegen nicht gewinnen können.

Im folgenden sollen fünf Themenkreise berührt werden:

- I. Bemerkungen zum Charakter der Kriegswirtschaft
- II. Höchstwerte der Produktion und Niedergang 44/55
- III. Der Bombenkrieg und die Kriegswirtschaft
- IV. Verdrängungsmechanismen der deutschen Wirtschaftselite.
- V. Die wirtschaftliche Ausgangsbasis für die Nachkriegszeit

I. Bemerkungen zum Charakter der Kriegswirtschaft

Alle kriegführenden Staaten waren zu einer Umverteilung der wirtschaftlichen Ressourcen und zu einer zusätzlichen Mobilisierung des wirtschaftlichen Potentials mit staatlich-monopolistischen Mitteln gezwungen. Alle führten eine mehr oder weniger weitgehende Regulierung der Wirtschaft ein, die in der Regel den Charakter staatlicher Anordnungen hatte. Ökonomen und Historiker sind da schnell mit dem Begriff der staatlichen Zwangswirtschaft bei der Hand, der zumindest unglücklich ist, weil er beim unvorgebildeten Leser die Assoziation mit allgemeiner Unterdrückung der „freien“ Wirtschaft auslöst, was, wie wir sehen werden, nicht einmal für Deutschland zutrifft. Es spielten in allen Fällen Komitees von führenden Wirtschaftlern und gemischt staatlich-wirtschaftlich besetzte Institutionen eine unerläßliche, sowohl die Regierung [20:] beratende als auch eine durchführende Rolle. Das war übrigens unter anderen Vorzeichen (Staatwirtschaft) auch in der UdSSR der Fall. Der Rüstungssektor wuchs während des Krieges in allen kriegführenden Ländern. Es wurden Institutionen und Regulativa nötig, die volkswirtschaftliche Kapazitäten (Betriebsstätten, Rohstoffe, Arbeitskräfte, Energie, Verkehrskapazität) umdirigierten und für den Wehrmachtsbedarf banden. Der Rüstungsboom kam allen an ihm beteiligten Industrien zugute. Produziert wurde auf staatliche Bestellung, der Absatz war gesichert. Die unter diesen Umständen nur sehr aufwendig zu

kontrollierenden Gewinnmöglichkeiten erlaubten ein ungeniertes „Plündern der Staatskasse“ (Lenin). Und dies tat man durchaus in dem schönen Bewußtsein, Großes für die Nation zu leisten.

Viel eher traf der Begriff der Zwangswirtschaft auf die Arbeitskräftepolitik und auf den Bereich der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln, anderen Konsumgütern und öffentlichen Dienstleistungen (Verkehrssperren: „Stromsperren“) zu. Auch der Arbeitskräftemarkt wurde in den meisten kriegführenden Ländern mit verschiedengradiger Schärfe reguliert. Nicht daß ein „Menschenkommissar“ in Gestalt des „Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz“ existierte, war das Einzigartige an der deutschen Kriegswirtschaft, sondern daß unter ihm ein unmenschliches Zwangsarbeitsregime über viele Millionen ausländische Zivilisten, Kriegsgefangene und Konzentrationslagerhäftlinge errichtet, daß das gesamte Arbeitskräftepotential einer rassistischen Kategorisierung und „Ordnung“ unterworfen und daß die deutschen Arbeiter auf diese Weise in die unwürdige, schändliche Stellung von „Herrenmenschen“ und Sklavenaufsehern gedrängt wurden.

Mit Zwangswirtschaft und Zwangsverwaltung hatte schließlich auch die Behandlung besetzter Gebiete etwas zu tun.

Spezifisch für die Ausprägung allgemeiner Charakteristika der Kriegswirtschaft war für Deutschland die Dichotomie einerseits der weitgehend selbständigen Organisation, der hochgradigen Organisiertheit und der außerordentlich großen Entscheidungsvollmacht und Entscheidungssouveränität der führenden Rüstungskonzern, fixiert in Gestalt der Speerschen Ausschüsse, Ringe, Kommissionen usw.; andererseits des staatlichen wie betrieblichen Zwangs- und Terrorregimes gegenüber den Arbeitenden, besonders gegenüber den Fremd- und Zwangsarbeitern, den Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen. Diejenigen, die hier mit dem Begriff der Zwangswirtschaft undifferenziert operieren, übersehen (oder wollen übersehen) die hiermit verbundenen, geradezu idealen Verwertungsbedingungen für das große Kapital:

[211:]

- eigene Entscheidungssouveränität in wesentlichen Bereichen der Wirtschaft (unter Dominanz der größten und leistungsfähigsten Produzenten),
- fabelhafte Möglichkeiten der Profitmaximierung (LSÖ: Festpreise),
- mehr oder weniger geregelte Arbeitskräftezufuhr (mit verschiedengradigem Zwang und mit militärischen Mitteln),
- vollständige Unterwerfung der deutschen und ausländischen Arbeiter unter ein Regime ungestörter Ausbeutung,
- Zugriff auf Unternehmen, wirtschaftliche Reichtümer und Ressourcen in halb Europa („Arisierung“, Aufkauf, System der Treuhand).

II. Höchstwerte der Produktion und Niedergang 1944/45

Im Juli 1944 erreichte die deutsche Rüstungsproduktion (Waffen und Gerät) nach dem Index des Planungsamts im Speer-Ministerium ihren höchsten Wert mit 322 Prozent des Standes, bei dem die „Ära Speer“ angefangen hatte (Januar/Februar 1942). Danach sank sie ab. Aber auf wichtigen Gebieten stieg sie nach jenem Index noch bis Dezember 1944: gerade bei Waffen (408 Prozent), bei Panzern (598) und im Schiffbau (233). Die Schwierigkeit und Unsicherheit der Berechnung solcher Indexzahlen sind freilich nicht zu übersehen, zumal seit 1941/42 neue Arten und Typen in Produktion gegangen waren und das Preisniveau schwer berechenbare Wandlungen durchgemacht hatte. Prinzipiell bleiben die Zahlen in ihrer Tendenz aber glaubwürdig: wurden sie doch von den interessierten Stellen, besonders von der Wehrmacht als Empfängerin der Waffen, höchst kritisch geprüft. Erstaunlich war die gegenläufige Entwicklung im militärischen und im wirtschaftlichen Geschehen. Während über die Wehrmacht die schwersten Katastrophen hereinbrachen, waren in der Kriegswirtschaft und in der diesbezüglichen Propaganda des Regimes Begriffe wie „Rüstungswunder“ und „Siegesprogramm“ im Schwange, denen, wenn auch nicht in der Grundstoffindustrie und nur in begrenztem Maße in der chemischen Industrie, durchaus reale, ziffermäßige Erfolge zugrundelagen. Der

Rüstungsminister stellte in seinem letzten Rechenschaftsbericht Ende Januar 1945 fest, daß die Rüstungsleistung des Jahres 1944 allein für das Heer „ausgereicht (hätte), um 225 Infanteriedivisionen (fast 2,5 Millionen Mann – D. E.) vollständig neu auszustatten und 45 Panzerdivisionen neu aufzustellen.“³

Die Höchstleistungen in der Rüstung 1944 hatten eine Reihe von Ursachen, die in die Vorjahre zurückreichten und vielfach miteinander zusammenhingen. [22:] Ohne Rangfolge ist zuerst die Konzentration der Regulierungs- und Lenkungsgewalt seit 1942 beim Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion und bei seinem Industrieapparat zu nennen, dem seit Sommer 1943 auch die Marinerüstung und seit März 1944 im wesentlichen auch die Luftrüstung – einschließlich Zulieferindustrien – unterstanden.

Im Jahre 1944 kam zweitens der Hauptteil der umfänglichen Investitionen aus den Vorjahren zum Tragen. Erweiterungskapazitäten und neue Großwerke, zum Beispiel für Panzer und Sturmgeschütze, gingen in Produktion bzw. kamen auf ihre volle Leistung. Rationalisierung und besonders Typenbeschränkung bei Waffen und Gerät führten zu erheblichen Produktionssteigerungen. Einen besonderen Rationalisierungseffekt hatte 1944 die verstärkte Konzentration auf bestimmte Sektoren der Rüstung, in erster Linie auf Jagdflugzeuge in der Luftrüstung, auf Sturmgeschütze in der Panzerwagenproduktion und auf U-Boote in der Marinerüstung. Flugzeuge und Panzer erhöhten ihren Anteil an der Rüstungsendfertigung wertmäßig bedeutend. Schließlich erhöhten Betriebsumsetzungen innerhalb der Industrie seit Herbst 1943 den Anteil der Rüstungs- auf Kosten der zivilen Produktion. Die Erzeugung von Waffen und Gerät machte 1944 rund 40 Prozent der Industrieproduktion aus, gegenüber 22,5 und 31 Prozent in den Vorjahren. Entsprechend stieg der Anteil, den die Zulieferindustrie und die Grundstoffindustrie hierfür aufzubringen hatten.

Aus der Höchstleistung geriet die Kriegswirtschaft unmittelbar in die endgültige Krise. Genauer gesagt, seit Mai/Juni 1944 näherte sich unaufhaltsam die wirtschaftliche Katastrophe, also genau zu derselben Zeit, als die Ausstoßzahlen an Waffen und Gerät Höchstwerte erreichten. Der ausschlaggebende Faktor war hierbei der konzentrierte Bombenkrieg der westlichen Alliierten gegen kriegswirtschaftliche Ziele in Deutschland.

Keineswegs hat das alliierte Luftbombardement gegen deutsche Wohnstädte und kriegswirtschaftliche Ziele den Krieg entschieden. Er war schon lange verloren, ehe Anfang 1944 die alliierten Luftflotten die Luftherrschaft auch über Deutschland erstritten und seit Sommer 1944 die deutsche Kriegswirtschaft systematisch zu lähmen und zu zerstören begannen. Doch lagen die Dinge auf kriegswirtschaftlichem tatsächlich anders als auf militärischem und moralisch-politischem Gebiet. Rein militärisch war der Bombenkrieg über Deutschland bis März/April 1945 zweifellos von geringer Bedeutung gegenüber dem Geschehen an den Fronten im Osten, Südosten, Westen und Süden und schlug hier nur indirekt durch den Bedarf an Soldaten und Waffen für die Luftverteidigung in Deutschland zu Buche. Der damals von führenden alliierten Luftkriegsstrategen erwartete, noch heute umstrittene Effekt hinsichtlich [23:] der deutschen Kriegsmoral darf ebenfalls nicht überschätzt werden. Die Niederlage von Stalingrad zeigte wahrscheinlich ebenso große politische und moralische Wirkung im deutschen Volk wie die Luftangriffe, wenn diese seit der zweiten Hälfte des Jahres 1943 wohl doch auch zunehmende politische Apathie und Kriegsaversion hervorriefen. Dagegen mobilisierten die Haßpropaganda der Nazis gegen den „Luftterror“ und ihr Appell an die „Unerschütterlichkeit der Heimatfront“ mit Sicherheit breitere Bevölkerungskreise.

Wenn aber 1944/45 die deutsche Wirtschaft aus der Höchstleistung in die Krise und unausweichliche Katastrophe geriet, so waren hier die alliierten Luftangriffe auf Industrie und Verkehrswesen der erstrangige Faktor. Von Mai 1944 bis Februar/März 1945, so kann man mit großer Berechtigung sagen, war der phasenweise Niedergang der deutschen Wirtschaft von Rhythmus der Angriffswellen der strategischen Bomberkräfte der Alliierten bestimmt.

³ Zit. nach: Wolfgang Bleyer, Der geheime Bericht über die Rüstung des faschistischen Deutschlands vom 27. Januar 1945. In: Jb. f. Wirtsch.gesch. 1969, Teil II, S 366.

Trotzdem hatten auch andere Ereignisse, besonders solche an den Hauptfronten zu Lande, darauf keinen geringen Einfluß, nämlich der Verlust besetzter Gebiete, der Zusammenbruch des Außenhandels und schließlich der Rückzug aus eigenen, deutschen Territorien. Die wichtigste Zäsur setzte der Kriegsverlauf in Osteuropa im Juli und in West- und Südosteuropa im August/September 1944. Um diese Zeit hörten die Lieferungen von Eisenerz sowohl aus dem Minettevier als auch aus Schweden auf. Im August besetzte die Rote Armee Rumänien, so daß die inzwischen immer spärlicheren Erdöllieferungen von dort ganz ausblieben. Frankreich lieferte kein Bauxit mehr. 1943 hatte der französische Bauxit 21 Prozent, von Januar bis Juli 1944 über 40 Prozent der deutschen Bauxiteinfuhr ausgemacht. Im September 1944 hörte auf dem Balkan die Rohstoffförderung für die Deutschen auf, soweit Transportmittel einsetzbar waren, wurden noch Vorräte an Erz, besonders Chromerz, abtransportiert. Ende September begann die sowjetische Offensive in Richtung Ungarn, Jugoslawien und Tschechoslowakei: Ungarn als einzig übriger großer Bauxitlieferant fiel erst Ende Dezember 1944 vollständig aus.

Im Unterschied zu den Zerstörungen aus der Luft schlug der Ausfall von Rohstoffressourcen aber erst mit großer Verzögerung bis auf die Produktion durch, besonders bei Waffen und Gerät. Gerade an Erzen und Metallen waren – abgesehen von mancherlei Einsparungs- und Austauschmöglichkeiten – in den meisten Fällen erhebliche Vorräte vorhanden. Dazu kam die übliche Durchlaufzeit von Rohstoff bis zum fertigen Produkt. Rüstungsminister Speer berechnete im September 1944 die Frist für die deutsche Rüstungsproduktion bei Verlust fast aller besetzten und sonstigen Lieferländer noch auf ein bis anderthalb Jahre.

[24:] Schließlich trug auch Arbeitskräftemangel zum Niedergang der Kriegswirtschaft bei, blieb aber ein durchaus zweitrangiger Faktor in diesem Geschehen. Einen für das Funktionieren der Wirtschaft akut bedrohlichen Arbeitskräftemangel gab es 1944/45 nicht. Im einzelnen ergibt die Analyse allerdings ein vielschichtiges, differenziertes Bild, das sich je nach Zeitphasen und nach Produktionsbereichen stark wandelte. Die Zahl der nach Deutschland deportierten ausländischen Arbeiter war schon seit Sommer 1943 scharf zurückgegangen. Bis in den Herbst 1944 herrschte noch wachsender Mangel an Arbeitskräften, verstärkt durch große Anforderungen an Kräften für Aufräumungs-, Wiederaufbau- und Reparaturarbeiten nach Luftangriffen und für Übertage- und Untertageverlagerungen. Dem standen erhebliche Reserven gegenüber, die bei weitem nicht voll mobilisiert wurden („Auskämmung“, Frauenarbeit, Heimarbeit, Arbeitszeitverlängerung, besonders bei „Schwerpunktprogrammen“, Steigerung der Arbeitsproduktivität). Waren die alten Quellen für ausländische Zwangsarbeiter weitgehend versiegt, so taten Wehrmacht, SS, NS-Behörden und Rüstungswirtschaft neue auf (italienische „Militärinternierte“, ungarische Juden, Justizgefangene).

Die kritischste Zeit war das dritte Quartal 1944, sowohl was die Anspannung der Arbeitskräftesituation als auch was den Wandel in der Gesamtlage betraf, die jetzt eintrat. Bisher hatte die Rüstungswirtschaft die Einbeziehungen zur Wehrmacht verhältnismäßig glimpflich überstanden. Was ihr vorrangig zu schaffen machte, war weit weniger das Problem der Quantität als vielmehr das der Qualität der Arbeitskräfte. Die deutschen Facharbeiter, Vorarbeiter und Werkmeister waren das Rückgrat der Produktion, nicht nur im Hinblick auf ihre eigene fachliche Arbeit, sondern vor allem im Hinblick auf die Arbeit der Tausende und Abertausende ausländischer Arbeiter und KZ-Häftlinge, die sie anleiteten und überwachten und über die sie weitgehende disziplinarische Gewalt hatten. Die Minimalzahl an solchen Fachkräften wurde, nach Aussage des Rüstungsministers, von Ende Juli an durch neuerliche, umfangreiche Einziehungen zur Wehrmacht unterschritten.

Schon Mitte Juli 1944 begannen in Ostpreußen die Arbeiten an Befestigungsanlagen, Panzergräben usw. auf deutschem Boden, bald auch im „Warthegau“, in Schlesien und im Osten Brandenburgs, wenig später in Westdeutschland. Arbeiten, zu denen die NSDAP-Gauleiter jeweils eigenmächtig und willkürlich die männliche und weibliche Bevölkerung mobilisierten. Seit Oktober zog der „Volkssturm“ alle auch nur irgend tauglichen deutschen Männer zu seinen Übungen ein. Die Volkssturmmänner kamen zu einem großen Teil aus den Rüstungsbetrieben.

[25:] Im dritten Quartal 1944 nahm der Arbeitsaufwand für Reparatur-, Wiederaufbau- und Verlagerungsarbeiten neue Dimensionen an. Zum „Geilenberg-Programm“ (Reparatur der Hydrier- und anderen Mineralölanlagen) und den Aufräumarbeiten in den schwer bombengeschädigten Städten kamen der „Mineralölsicherungsplan“ (Über- und Untertageverlagerung) und die Notprogramme der Reichsbahn hinzu.

Die Ausfälle an produktiver Arbeit infolge der Luftangriffe waren im dritten Quartal sehr hoch und entwickelten sich seit dieser Zeit zu einem ernsthaften Produktionshindernis. Nach den Berechnungen des United States Strategie Bombing Survey belief sich damals der Gesamtaufwand an zivilem und militärischem Personal, das zur Abwehr der Luftangriffe und zur Beseitigung ihrer Auswirkungen eingesetzt wurde, auf 4,3 bis 5,45 Millionen Menschen. Die bedeutendsten Posten darunter waren die „außerhalb der Fertigung“ Beschäftigten der Industrie (1,5 bis 2 Millionen), die Bauarbeiter (750.000 bis 1,2 Millionen), die mit den genannten Arbeiten beschäftigt waren, und die Arbeitskräfte aus der zivilen Produktion, die sonst „umgesetzt“ oder eingezogen worden wären, so aber weiterbeschäftigt wurden, um die ausgebombte Bevölkerung mit Haushaltswaren und anderen notwendigen Gütern der Konsumgüterindustrie auszustatten (1 bis 1,2 Millionen). Die Zahlen des Planungsamts des Rüstungsministeriums allein für die Industrie lagen noch höher. Danach waren rund 2,5 Millionen Arbeitskräfte „außerhalb der Fertigung“ beschäftigt, was „weitgehend ein Ausdruck für die Beeinträchtigung der Produktion durch Fliegerschäden sein (dürfte).“⁴

Im Spätsommer 1944 tauchte nun zum ersten Mal Arbeitslosigkeit auf, ein bis dahin in der deutschen Kriegswirtschaft unbekanntes Problem. Das war eine besondere Art von Beschäftigungslosigkeit, ein deutliches Zeichen der Zerrüttung der Volkswirtschaft durch die Luftangriffe. Sie trat betriebsweise und gebietsweise auf. Zuerst waren es größere und anhaltende Schäden an Betriebsanlagen, die Arbeitskräfte beschäftigungslos machten, bis nach erfolgter Reparatur der Kräftebedarf vielfach wieder von einem Tag auf den anderen höchst dringlich wurde. Dann, während der Luftoffensive auf das deutsche Transportwesen, war es das Zerreißen des Produktionszusammenhangs, d. h. die ausbleibende Zufuhr und die verhinderte Abfuhr von Roh-, Halb- bzw. Fertigprodukten, die die Produktion ausgedehnter Gebiete lahmlegte. Nur ein Teil der unbeschäftigten Arbeitskräfte wurde jeweils zu Aufräum- und Reparaturarbeiten oder zum Schanzen kommandiert. Ein bestimmter Teil, gerade bisher gehütete [26:] Fachkräfte, wurde bei dieser Gelegenheit – zeitweilige Beschäftigungslosigkeit – auch zur Wehrmacht eingezogen.

Man kann zusammenfassend sagen: Die Krise der Kriegswirtschaft, die mit der alliierten Luftoffensive gegen die Hydrierwerke im Mai 1944 ihren Anfang nahm und sich im Spätsommer und Herbst voll entfaltete, war im Unterschied zu mancherlei anderen, früheren wirtschaftlichen Krisenerscheinungen partiellen oder zeitlich begrenzten Charakters nicht behebbar und erfaßte in zerstörerischer Weise die gesamte materielle Sicherstellung der Kriegsführung. Es waren keine inneren, systembedingten Ursachen, keine Dysfunktion, Irregularität oder gar Irrationalität des NS-Systems oder der „NS-Wirtschaft“, die zu dieser Krise führten, sondern äußere, militärische, nämlich die Überlegenheit der Alliierten zur Luft und zu Lande und ihre Offensivhandlungen, die unumkehrbare Tatsachen schufen.

Eine Besonderheit dieser Krise bestand gerade darin, daß sie sich in einer Zeitspanne ausbreitete, in der die Rüstungsproduktion Höchstleistungen erreichte. Im Verlauf von vier, fünf Monaten gewann die Krise endgültig die Oberhand. Sie breitete sich seit Mitte/Ende Mai zunächst vom Treibstoffsektor her über das Gebiet der Grundchemikalien aus und erreichte für die Kriegsführung so unmittelbar entscheidende Produktionssektoren wie Flugtreibstoff Buna, Pulver und Sprengstoff. Sie betraf mit der im September einsetzenden Krise des deutschen Transportwesens zuerst Kohle und Erz und griff auf andere Rohstoffe, Halbfabrikate, Zulieferungen für Waffen und Gerät usw. über. Sie trat zur gleichen Zeit in den Gebietsverlusten im Westen, Osten und Südosten in Erscheinung, wo kriegswichtige Rohstoffressourcen und industrielle Kapazitäten verlorengingen. Im Februar, spätestens im März

⁴ Bundesarchiv (BA) Koblenz, R 31841. Wochenbericht der Hauptabteilung Planstatistik (Planungsamt) v. 6. bis 11.11.1944 (Auszug).

1945 hatten die Wirkungen der beschriebenen Ereignisse überall durchgeschlagen. Die Krise war total, die Kriegswirtschaft brach zusammen. Das Ende jeder regelmäßigen und steuerbaren volkswirtschaftlichen Aktivität war da.

III. Der Bombenkrieg und die Kriegswirtschaft

Nach der Entscheidung der westlichen Alliierten in Casablanca (Januar 1943), den Luftkrieg gegen Deutschland zu koordinieren und gemeinsam zu planen, setzte sich bei der US Army Air Force und mit der Zeit auch beim britischen Bomber Command eine Strategie durch, die auf die Zerstörung rüstungswirtschaftlicher Schlüsselziele gerichtet war. Als Voraussetzung für die Ausschaltung solcher Ziele wie der U-Boot-Werften, des Verkehrswesens und der Mineralölindustrie galt schon seit langem die Niederrichtung der gegnerischen Luftwaffe, besonders der Luftabwehr. Seit Juni 1943 rangierte die Offensive [27:] auf die deutsche Flugzeugproduktion an erster Stelle auf der US-amerikanischen Prioritätenliste. Bis zur Invasion, also etwa ein Jahr, hielten die Amerikaner an dieser Priorität fest, bestärkt durch die schmerzlichen hohen Verluste durch deutsche Jäger, die ihre und die britischen Bomber im Jahre 1943 über Deutschland erlitten.

Bis Ende 1943 flogen die Alliierten aber nur sieben größere Angriffe auf Produktionsstätten von Jagdflugzeugen (Zellen). Immerhin waren besonders die Angriffe auf Regensburg und Wiener Neustadt (Messerschmitt) im August und auf Marienburg (Focke-Wulf) im Oktober wirkungsvoll. Die Serie schwerer Angriffe Ende Februar 1944 („Big Weck“) und die bis Mai fortgesetzten Bombardierungen erreichten, obwohl von zerstörerischer Wirkung, ebenfalls nicht das strategische Ziel, der deutschen Flugzeug- und insbesondere Jägerproduktion einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Doch hatten sie durchaus Erfolg in einem taktischen Sinne, indem Hunderte Flugzeuge zerstört bzw. nicht produziert wurden, die sonst an der Front (Invasionsfront) oder in der deutschen Luftabwehr über Deutschland hätten kämpfen können. Im Frühjahr 1944 verlegten die strategischen Luftstreitkräfte der Alliierten den Schwerpunkt ihrer Angriffe nach Frankreich und Belgien und trugen dort durch die systematische Ausschaltung wichtiger Verkehrsanlagen wesentlich zur Vorbereitung der Invasion bei.

Kriegswirtschaftlich folgenswer und verlustreich waren in der Periode vom Frühjahr 1943 bis April/Mai 1944 weniger die direkten Schäden und Zerstörungen, die die Bomben anrichteten, als vielmehr die erzwungene Anstrengung der Verlagerung erheblicher Teile der Rüstungsindustrie, erst über Tage, dann auch unter Tage. Die Verlagerung, schon länger in den Führungskreisen des Regimes erörtert, begann in großem Stil im Herbst 1943 (über Tage) bzw. im Frühjahr 1944 (unter Tage) und nahm ihren Fortgang bis Kriegsende. Sie brachte, abgesehen von dem Aufwand der Verlagerung an sich, besonders der Untertagebauten, große, aber schwer quantifizierbare volkswirtschaftliche und betriebswirtschaftliche Nachteile mit sich: Dezentralisierung der Produktion, Erschwerung des einheitlichen Managements, Vervielfachung und Überdehnung der Transportverbindungen, ganz zu schweigen von den sozialen Problemen oder von den spezifisch technischen Problemen der Untertageproduktion. Demgegenüber bleibt festzuhalten, daß gerade die Flugzeugindustrie als am stärksten verlagerte Industrie bis September 1944 unter dem „Jägerstab“ Höchstleistungen erbrachte und mehr als jemals zuvor produzierte.

Die eigentliche Wende im Bombenkrieg gegen die deutsche Kriegswirtschaft setzte mit der Luftoffensive gegen die Hydrierwerke ein. Im Mai/Juni 1944 trat das ein, was von Insidern in der deutschen Rüstungswirtschaft und in den [28:] Generalstäben seit langem befürchtet worden war. Ein gutes Dutzend von Treibstoffwerken, davon sechs, in denen fast das gesamte Flugzeugbenzin erzeugt wurde, dazu Raffinerien, Benzolwerke und Öllager wurden monatelang zum – vergleichsweise leicht zu treffenden – Ziel der alliierten Bomber. Nach geglückter Invasion erhielt die deutsche Treibstoffproduktion als Ziel der strategischen Bomberoffensive höchste Priorität. Zum ersten Mal operierten USAAF und Royal Air Force in voller Übereinstimmung und Zusammenarbeit in Tag- und Nacht-Präzisionsbombardements. Bis März 1945 wurden 183.000 Tonnen Bomben in 555 einzelnen Angriffen auf 135 verschiedene Treibstoffziele abgeworfen, „wobei jedes Synthesewerk und jede größere Raffinerie, wenn erkennbar in Betrieb, erfolgreich angegriffen wurde. Während des Sommers

wurden die meisten Angriffe auf Sicht geflogen, später meist, ohne Sicht, und die RAF benutzte die neuen Techniken des Präzisionsabwurfs bei Nacht in einer bemerkenswerten Angriffsserie im Januar 1945.“⁵

Die Schlacht um die Treibstoffwerke war von deutscher Seite aus nicht zu gewinnen, weil die Luft-herrschaft über Deutschland immer eindeutiger den Alliierten gehörte und die unter äußerster Kraft-anstrengung reparierten Anlagen immer wieder aufs neue angegriffen und außer Betrieb gesetzt wurden. Noch im Sommer 1944 entstand der Plan, umfängliche Kapazitäten für die Produktion von Treibstoff unterirdisch aufzubauen (Mineralölsicherungsplan) – ein verzweifeltes Vorhaben, das von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Die Folgen der Treibstoffoffensive waren verheerend. Bis September sank die synthetische Produktion insgesamt auf 7,5 Prozent, diejenige von Flugbenzin auf 5,7 Prozent gegenüber April 1944: im vierten Quartal blieb sie trotz unsäglichem Wiederaufbauan-strengungen im Monatsdurchschnitt unter 20 Prozent, gemessen am ersten Quartal 10.000 Tonnen Flugtreibstoff im September, zur Zeit der höchsten Flugzeugproduktion – das war nur ein Fünftel dessen, was der Luftwaffengeneralstabschef, General Karl Koller, allein für das Trainingsprogramm der Flugzeugbesatzungen verlangt hatte. Zunehmende Benzinknappheit beim Heer schränkte sogar die taktischen Operationsmöglichkeiten der Panzertruppe drastisch ein. Die deutschen Panzer waren während der Ardennenoffensive mit Treibstoff unterversorgt, und Anfang 1945 standen massiert 1.200 bis 1.500 Panzer für Verteidigung Oberschlesiens bereit, ohne genügend Treibstoff für den Einsatz zu haben.

Mit der Treibstoffproduktion brach im Verlauf von wenigen Monaten die Produktion von Grundche-mikalien zusammen, die als Produkte der Hydrierwerke unerlässlich waren für die Erzeugung von Buna, Pulver und Sprengstoff. Es [29:] handelte sich um Wasserstoff und Heizgas (für die Buna-werke), um erhebliche Mengen von Stickstoff, um Methanol und andere Vorprodukte für Pulver und Sprengstoff. Die Sprengstoffproduktion wurde binnen drei bis vier Monaten halbiert. Die Folgen für die Munitionserzeugung und die Versorgung der Fronten mit Munition waren zunehmend katastro-phal.

Tabelle 1

Über dem europäischen Kriegsschauplatz abgeworfene Bombenlast (USAAF und RAF), 1943-April 1945 (in Tonnen)⁶

Quartal	Insgesamt ab-geworfen	darunter auf Flugzeug-werke und -lager	auf Treib-stoffwerke und -lager	auf Verkehrs-anlagen	auf Flächen-ziele
1943/I	27.920	4	0	1199	15,038
1943/II	46.377	1392	0	1291	36.213
1943/III	60.018	1880	0	1916	39.200
1943/IV	52.734	969	0	6138	28.964
1944/I	103.745	7189	0	17.763	40.792
1944/II	302.595	7530	21.240	97.257	53.329
1944/III	366.327	6983	53.271	64.095	103.965
1944/IV	317.341	1635	55.760	104.946	96.716

⁵ USSBS. The Effects of Strategie Bombing on the German War Economy. (Washington) 31. Oktober 1945, S. 5. Zahlenangaben oben in short tons.

⁶ USSBS. The Effects of Strategie Bombing on the German War Economy. (Washington) 31. Oktober 1945, S. 3 ff., Tab. 2-4, short tons umgerechnet in metrische Tonnen.

1945/I	335.373	1745	59.944	138.770	69.823
April 1945	101.116	869	5852	38.101	17.655

Im September 1944 begann die Luftoffensive gegen das deutsche Verkehrswesen, „die wichtigste Einzelursache für Deutschlands endgültigen wirtschaftlichen Zusammenbruch“⁷. Jetzt – erst jetzt – wurden die alliierten Erfahrungen aus der Zeit vor der Invasion umgesetzt, als das französische Transportsystem durch die Luftangriffe binnen Wochen nachhaltig gelähmt worden war. Die Angriffe im September/Oktober auf das westdeutsche Industrieviertel trafen mit großer Konzentration und Wucht Eisenbahnhauptstrecken, wichtige Bahnhöfe, Brücken, große Güterumschlagzentren (Verschiebebahnhöfe) und Wasserwege. Nach diesem ersten Höhepunkt der Angriffe breitete sich das Verkehrschaos Schritt für Schritt nach Süd- und Mitteldeutschland aus.

Eine der schwerwiegendsten Folgen war der Kohlenmangel. Die Kohlentransporte per Schiene und Wasser fielen von August bis Dezember 1944 von 7,4 [30:] auf 2,7 Millionen Tonnen. Speer meldete Hitler am 11. November, daß man „am Beginn der schwersten Kohleversorgungskrise seit Anfang des Krieges“⁸ stehe, mit schlimmen Folgen für Bahnverkehr, Schifffahrt, Elektrizitäts- und Gasversorgung. In Süd- und Mitteldeutschland litten sogar schon Krankenhäuser und Lazarette unter Kohlen- bzw. Koksmangel. Bis im Januar 1945 Oberschlesien verloren ging, konnte als Aushilfe Kohle von dort bis nach Braunschweig und weiter gefahren werden. Danach war der Kollaps unvermeidlich.

Eher noch schlechter sah es mit der Belieferung der Rüstungsindustrie mit bestimmten anderen Roh- und Grundstoffen, mit Halbfertigerzeugnissen, Bauteilen, Baugruppen und speziellen Zulieferungen aus, die kontinuierlich und pünktlich angefahren werden mußten. Die Eisen- und Stahlindustrie litt selbst unter „systematischen Angriffen zur Ausschaltung der deutschen Stahlbasis“⁹, unter Erz- und Schrottmangel, ferner unter den großen Schäden am Gas- und Elektrizitätsnetz. Die Produzenten von Waffen und Gerät zehrten vielfach noch weiter von ihren Lagerreserven. Ende Dezember 1944/Anfang Januar 1945 setzten neue Wellen von Angriffen ein, die das Chaos vervollständigten.

Erstaunlicherweise begriffen die alliierten Stäbe bis Januar/Februar 1945 nicht, in welchem Maße sie das Nervensystem der deutschen Wirtschaft getroffen hatten. Als ihre Bomber und Tiefflieger sich im Februar/März 1945 noch einmal auf das deutsche Verkehrswesen stürzten, war Oberschlesien schon einige Zeit in sowjetischer Hand: die Rote Armee stand an der Oder bei Küstrin und bei Breslau, und die westlichen Alliierten überschritten den Rhein. So hatten diese Angriffe, obwohl die schwersten und unwissendsten, im wesentlichen nur begleitende Wirkung. Die deutsche Kriegswirtschaft stand schon seit Ende 1944 am Rand der Katastrophe.

Die Mitarbeiter des United States Strategic Bombing Survey, deren Untersuchungen und Berichte eine für den Wirtschaftshistoriker erstrangige, unverzichtbare Quelle darstellen, hatten die Aufgabe, die Wirkung der strategischen Luftbombardements auf die deutsche Kriegswirtschaft zu ergründen. Diese Wirkung ist ganz unbestritten: aber die konzentrierten Angriffe auf schwerpunktmäßig ausgewählte Ziele setzten erst im Laufe des Jahres 1943 ein und zeigten erhebliche Wirkung erst im Jahre 1944. Die Antwort auf die berechtigte Frage, ob und um wieviel der Krieg durch diese Angriffe abgekürzt worden sei, mag dementsprechend für die amerikanischen Rechercheure recht [31:] entmutigend ausgefallen sein: sie haben es jedenfalls auch nicht versucht, sie ausdrücklich zu formulieren. Doch haben sie verschiedentlich Zweifel daran zu erkennen gegeben, ob die wirklich entscheidenden, empfindlichsten Wirtschaftsziele rechtzeitig erkannt und benannt und ob sie konzentriert und wirkungsvoll genug angegriffen worden seien. So steht offensichtlich fest, daß Treibstoffindustrie (Hydrierwerke) und Verkehrswesen schwerpunktmäßig auch früher hätten bombardiert werden können, daß die Zerstörung von Flugzeugmotorenwerken die deutsche Rüstung ungleich empfindlicher

⁷ Ebenda, S. 13.

⁸ BA Abt. Potsdam. Filmsammlung. Film 1732. Denkschrift Speers für Hitler über die „Lage im Ruhrgebiet“. 11.11.1944.

⁹ Ebenda.

getroffen hätte als diejenige von Zellenwerken, und daß die großen Elektrizitäts- und Umspannwerke niemals – wie sie es zweifellos verdient hätten – zum Schwerpunktziel erklärt worden sind.

IV. Verdrängungsmechanismen der deutschen Wirtschaftselite

das Verhalten der wirtschaftlichen Führungskräfte, d. h. der führenden Unternehmer und der vielen größeren und kleineren bürokratischen „Diktatoren“ in der Kriegswirtschaft, innerhalb der jeweils für jüngere Zeit vorgegebenen, mehr oder weniger stabilen Strukturen und der kriegswirtschaftlichen Zwänge, so wird die individuell-biographische Dimension der Untersuchung immer wichtiger und interessanter. Der Bezug zur makrohistorischen Ebene darf selbstverständlich nicht verlorengehen: sonst löst sich der geschichtliche Prozeß auf in eine Ansammlung bestenfalls von Charaktermasken und von mehr oder weniger zufälligen Entscheidungen, Handlungen bzw. Unterlassungen Einzelner. Meine Erkenntnisse aus der Untersuchung der letzten Kriegsperiode (seit Herbst 1943) laufen darauf hinaus, daß die individuelle Befindlichkeit der maßgeblichen Vertreter der Wirtschaftselite – diese Befindlichkeit fasse ich vor allem als sozialpsychologische Kategorie – ein erheblich stärkeres Gewicht in ihrer politischen Orientierung und in der Formulierung wie auch in der Akzeptanz wirtschaftspolitischer Entscheidungen hatte, als ich es ihnen früher zuzubilligen bereit gewesen wäre.

Konzentrieren wir uns hier auf die Frage, wie die in der Kriegswirtschaft maßgeblichen Unternehmer, Manager, Bürokraten auf die spätestens seit Sommer 1943 militärisch und spätestens seit Sommer 1944 wirtschaftlich vollkommen hoffnungslose Lage Hitlerdeutschlands reagierten. Oder fragen wir vielmehr: Warum reagierten sie *nicht* und bedienten – mit teilweise zunehmendem Realitätsverlust – die deutsche Kriegsmaschinerie bis zum bitteren Ende mit allem, was aus der Wirtschaft herauszuholen war? Welche Zwänge und Illusionen wirkten hier?

[32:] Die deutschen Experten – Wirtschaftler, Militärs, Rüstungsbehörden – befaßten sich vereinzelt seit 1942, häufig und ausführlich dann 1943/44 mit Berechnungen des Potentialsvergleichs und des wirtschaftlichen Kräfteverhältnisses zwischen Deutschland und seinen Gegnern bzw. zwischen den kämpfenden Koalitionen. Ihr Sachverstand und ihre Erfahrung waren zu groß, als daß sie den wahren Sachverhalt nicht erkannt hätten. Es gab genügend nüchterne Berechnungen und Schätzungen, die nur zu eindeutig die absolute materielle und wirtschaftliche Unterlegenheit der faschistischen Koalition belegten.

Die ziemlich dichte Überlieferung solchen statistischen Materials läßt keinen Zweifel daran, daß 1943/44 eine erhebliche Anzahl von zentralen staatlichen, militärischen und wirtschaftlichen Institutionen mit einer Menge von Experten und Eingeweihten durchaus Klarheit über das reale wirtschaftliche Kräfteverhältnis zwischen den beiden kämpfenden Mächtegruppen besaß. Darunter zählten vor allem das Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion, besonders das Planungsamt und das Führerkorps seiner industriellen „Selbstverantwortung“ (Ausschüsse, Ringe usw.). das OKW und die Generalstäbe der Wehrmachtteile, das Statistische Reichsamt, das Reichsamt für Wirtschaftsausbau, die Leitungen der wichtigsten Wirtschaftsgruppen und Reichsstellen. Zumindest vom Sommer 1944 an scheint die Arbeit an Potential- und Rüstungsvergleichen einen gelenkten und systematischen Charakter angenommen zu haben. Die Verschickung der sogenannten „Grünen Hefte“ des Planungsamts, die solche systematischen Vergleiche enthielten, an einen ziemlich großen Verteilerkreis soll, nach Angabe von Amtschef Hans Kehrl, Hitler verboten haben; nachweislich wurden sie aber noch Anfang 1945 an Institutionen und Persönlichkeiten ausgeliefert.

Trotz der damit schwarz auf weiß nachgewiesenen haarsträubenden Unterlegenheit Deutschlands bzw. der deutsch-japanisch geführten Koalition endeten die meist durchaus zuverlässigen Berechnungen und Analysen abrupt an dem Punkt, wo ihre militärischen und politischen Konsequenzen zumindest hätten angedeutet werden müssen.

Das erklärt sich nicht einfach damit, daß es lebensgefährlich war, offen zu äußern, daß der Krieg nicht zu gewinnen sei. Leute wie Hjalmar Schacht und Fritz Thyssen, die schon früher davor gewarnt hatten, gegen die USA anzutreten, waren inzwischen ohne Einfluß bzw. saßen, wie diese beiden, bereits im „Prominenten-KZ“. Andere Skeptiker hatten sich mehr oder weniger unauffällig zurückgezogen,

so etwa Ernst Poensgen, Hermann Bücher oder Paul Reusch. Eine Reihe weiterer älterer industrieller mit Erfahrungen aus dem ersten Weltkrieg war in den ersten Kriegsjahren verstorben, so Carl Friedrich von Siemens, Peter Klöckner, Carl Bosch und Robert Bosch. Die Genannten [33:] gehörten so oder so nicht mehr zum Kern der wirtschaftlichen Elite, waren nicht mehr aktiv an der Organisation der Kriegswirtschaft und Rüstungsproduktion beteiligt.

Fiel eine Reihe älterer oder auch weniger beweglicher und durchsetzungsfähiger Unternehmer und Wirtschaftsorganisatoren auf diese oder andere Weise aus bzw. trat in den Hintergrund, so füllten die Reihen andere auf, die sich als besonders ehrgeizig, durchschlagskräftig und parteiverbunden erwiesen hatten. Diese – allerdings keineswegs durchgängig zu beobachtende – Verdrängung von älteren, erfahreneren durch radikalere, rabiateren Spitzenkräfte in Wirtschaft und Wirtschaftsorganisation wurde automatisch durch die immer häufigere ad-hoc-Einsetzung von Sonderstäben und Sonderbeauftragten begünstigt, die an den Brenn- und Krisenpunkten der Kriegswirtschaft tätig wurden (Saur, Kammler, Geilenberg, Keßler u. v. a.).

Die Masse der aktiven Rüstungsunternehmer und -Organisatoren, die sich mit einiger Klarheit Rechenschaft über die Lage gaben, war in einer komplizierten psychisch-sozialen Situation. Zu Beginn des Krieges war die wirtschaftliche Kräftebilanz noch vielfach ausgeglichen gewesen, etwa bei Eisen und Stahl. Der damalige deutsche Vorsprung in der Aluminium- und Magnesiumerzeugung, in der Ausrüstung mit modernen Werkzeugmaschinen und auf weiten Gebieten der eigentlichen Rüstung, besonders bei Heer und Luftwaffe, gegenüber Frankreich und Großbritannien und den meisten anderen Staaten war allgemein bekannt. Die Siege der Wehrmacht während der ersten drei Kriegsjahre hallen halb Europa und damit ein gewaltiges, scheinbar unerschöpfliches und allen Eventualitäten gewachsenes Wirtschaftspotential unter deutsche Herrschaft gebracht. Die deutsche Wirtschaftselite war damals in einen ungehemmten „Großraum“- und „Neuordnungs“-rausch verfallen.

Aus diesem Rausch rissen sie seit Stalingrad und im Laufe des Jahres 1943 die militärischen Ereignisse an den Fronten, und ihre feste Überzeugung vom deutschen „Endsieg“ begann zu wanken. Seitdem befanden sich die Repräsentanten der Wirtschaft in einem merkwürdigen, sich vertiefenden Dilemma zwischen der wachsenden Einsicht in die immer schwerere militärische Krise und die Überlegenheit der Alliierten einerseits, den unleugbaren Erfolgen der Rüstung und der wachsenden Effektivität der Rüstungsorganisation unter Speer andererseits. Höchst bedenklich erschien ihnen die zunehmende Luftherrschaft der Alliierten über Deutschland. Da die Landfronten noch recht lange weit jenseits der deutschen Grenzen verliefen, machte die Vernichtung der deutschen industriellen Substanz aus der Luft einen ganz besonders niederschmetternden Eindruck auf sie.

[34:] Mental verarbeiteten sie solche höchst widersprüchlichen Erfahrungen und Erinnerungen sicher auf unterschiedliche Weise. Jedenfalls erklären sich vor diesem Hintergrund stereotype Auffassungen von der höheren Qualität der deutschen Soldaten und der deutschen Waffen bzw. von den Möglichkeiten, die quantitative Überlegenheit des Gegners mit deutschen Qualitätswaffen (Neukonstruktionen von Panzern und Waffen: Langstreckenbomber und Düsenjäger: Elektro- und Walter-U-Boote: „Wunderwaffen“ aller Art) auszugleichen oder abzuschwächen.

Wenn Hitler selbst auf die „technische Gleichstellung“ mit dem Gegner drängte und immer wieder große Hoffnungen auf neuartige Waffen setzte, so gab er nur der weit verbreiteten Abneigung Ausdruck, von dem realen und unumkehrbaren Kräfteverhältnis ernsthaft Kenntnis zu nehmen. Speer, der es besser als alle anderen hätte wissen müssen, scheint sogar die Existenz der beschriebenen statistischen Analysen verdrängt zu haben. Er antwortete kurz nach Kriegsende auf eine entsprechende Frage. Hitler habe sich stets heftig gegen hohe – sprich: reale – Bewertungen der wirtschaftlichen Kräfte und Ressourcen der Gegenseite gewandt. „Das war auch der Grund, warum Sie bei uns selten Vergleiche zu dem Rüstungspotential der Gegner gefunden haben. Die gab es praktisch nicht.“¹⁰ Bewußt oder unbewußt – das war eine glatte Falschaussage.

¹⁰ Institut für Zeitgeschichte München. ED 99, Nachlaß Speer, Bd. 12, Vernehmung Speers, 3.7.1945.

Mehrfach äußerte sich der Minister über die gegnerische Flugzeugproduktion, zeigte sich aber jedesmal miserabel informiert und verbreitete eine geradezu absurde Euphorie, gleichgültig ob vor Hitler, den Gauleitern, der DAF oder den Hauptausschüssen und Rüstungskommissionen des eigenen Ministeriums. Noch Anfang 1945 wollte er Hitler weismachen – offenbar mit Erfolg –, daß man die Überlegenheit der Alliierten in der Aluminiumerzeugung „unter Berücksichtigung des außerordentlich erhöhten Aluminiumbedarfs eines Bombers gegenüber (dem) eines Jägers“ wettmachen könne, „da ein mit einem Jäger abgeschossener Bomber bereits genüge, die Parität herzustellen, wohingegen ein Jäger mehr als drei feindliche Jäger abschießen müsse, um auf die Dauer ein gleiches Verhältnis aufrechtzuerhalten.“¹¹

In Verhalten und Mentalität des Rüstungsministers konzentrierte und potenzierte sich die Widersprüchlichkeit der Situation bis hin zu einer geradezu bewußtseinspalterischen Schärfe. Den Schwierigkeiten für den Historiker und [35:] auch für Speer selbst, sein Verhalten später zu rekonstruieren und zu analysieren, hat jahrelang die britische Journalistin Gitta Sereny in ihrer – jüngst als Buch erschienenen – Untersuchung über „Das Ringen mit der Wahrheit“ nachgespürt, einer Art Sozio-Psychogramm Speers (München 1995). Speer, der Verantwortliche für die Kriegsproduktion und damit für den Rüstungsaufschwung 1944, war Hitler in beschämend unkritischer Weise ergeben, war zugleich von ihm nahestehenden Militärs aus der Heeres- und Luftwaffenführung regelmäßig und eingehend über die militärische Lage informiert und hielt stets enge Verbindung mit seinen großindustriellen Mentoren (besonders Vögler, Lüschen, Rohland, Krauch). Im Sommer 1944 war er auf dem Kulminationspunkt seiner Macht. Der nach seiner Krankheit seit Mai wiederhergestellte enge Kontakt zu Hitler erwies sich als Dreh- und Angelpunkt, von dem aus der Minister seine nicht unangefochtene Stellung souverän behauptete. Er manövrierte zu dieser Zeit Göring in der Luftrüstung aus, drängte Sauckel in eine untergeordnete Position ab, half Goebbels als neuem „Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz“ in den Sattel und neutralisierte weitgehend auch Himmler und Bormann, denen es nach dem 20. Juli nicht gelang, das Ministerium und seine Industrieorganisation zu diskreditieren und Freunde und Mentoren des Ministers, wie Vögler und Bücher, in den Strudel der Verdächtigungen und Verfolgungen nach dem Attentat zu ziehen. Hitler gab Speer die Gelegenheit, zwei Wochen nach dem 20. Juli vor den Gauleitern über die Erfolge und Perspektiven der Rüstung zu sprechen, und erhöhte sein Prestige noch in ungewöhnlicher Weise dadurch, daß er selbst am folgenden Tag (4. August) vor dem gleichen Kreis in seinem Hauptquartier Speers Leistung und die Bedeutung seiner Arbeit hervorhob. Noch einmal, Ende September 1944, spendete Hitler in einem „Appell“ an die Rüstungsbetriebe offiziell der von Speer „aus der Industrie organisch geschaffenen Selbstverantwortung“¹² Anerkennung und Lob, nachdem der Minister sich ihm gegenüber ausführlich gegen politische Verdächtigungen seiner Mitarbeiter aus der Industrie durch Goebbels und Bormann und gegen unkontrollierte Eingriffe der Gauleiter in die Rüstung gewandt hatte.

Speer reagierte geradezu schizophran auf die tief widersprüchliche Situation. Die erstaunliche Rüstungseuphorie, die er noch während des Sommers 1944 zur Schau trug, entsprach sicher ebenso seinen Überzeugungen wie die Katastrophenstimmung, in die er im Mai angesichts der alliierten Bombenangriffe auf die Hydrierwerke verfiel und die ihren deutlichen Ausdruck schon in der „Hydrierdenkschrift“ für Hitler vom 30. Juni fand. Zur gleichen Zeit, Ende [36:] Juni inszenierte er in Linz unter Assistenz Hitlers eine Triumphschau der Leistungsfähigkeit der deutschen Kriegswirtschaft und ihrer industriellen Organisation und suggerierte seinem Publikum den eigenen „unbändigen Siegeswillen“.¹³ Hitler selbst bestärkte er am 12. Juli in seinem Glauben, „daß wir mit den neuen, technisch überlegenen Waffen, Flugzeugen, U-Booten, mit dem Einsatz der A4 und mit der Steigerung der Produktion von Panzern und Sturmgeschützen in 3 bis 4 Monaten den Höhepunkt der Krise, die uns noch bevorsteht, überwunden haben können und ... daß eine drei- bis viermonatige Produktion

¹¹ Willi A. Boelcke (Hg.), Deutschlands Rüstung im Zweiten Weltkrieg. Hitlers Konferenzen mit Albert Speer 1942-1945. Frankfurt a. M. 1969. S. 467 (3.-5. Januar 1945, Bespr.punkt 2/5).

¹² „Nachrichten des Reichsministers für Rüstung und Kriegsproduktion“ (Ministerialblatt), Nr. 46, 29.9.1944. Appell Hitlers „An die Betriebsführer der deutschen Rüstung und Kriegsproduktion“ v. 23.9.1944.

¹³ BA Koblenz, R 3/1551, Rede Speers am 24.6.1944.

genügen würde, um unsere Sollstärken fast völlig zu erreichen, wenn in derselben Zeit nur der normale Abgang und keine Katastrophenverluste eingetreten sind.“¹⁴

Noch im August ging Speer, z. B. in seiner Rede vor den Gauleitern, mit dem „Siegesprogramm“ hausieren. In der Denkschrift „Metalle“ vom 5. September setzte er der deutschen Rüstung nach einem Rückzug vom Balkan rohstoffmäßig noch eine Produktionsfrist von ein bis anderthalb Jahren, ohne hier, wo es angebracht gewesen wäre, auf die hoffnungslose Unterlegenheit der deutschen Kriegswirtschaft in allen Rohstoffbelangen hinzuweisen. Nirgends, so ist zu beobachten, beschäftigte er sich mit den Ergebnissen und Konsequenzen der in seinem eigenen Planungsamt angestellten Potential- und Produktionsvergleiche. Um die Zeit der Jahreswende 1944/45 ist es allerdings schon schier unmöglich auseinanderzuhalten, was in den Handlungen des Ministers und bei seinen Auftritten – etwa vor hohen Militärs im Dezember 1944, als er sich ausdrücklich optimistisch in bezug auf den Rüstungsvergleich mit Amerika gab – Dienstbeflissenheit, was Taktik und was Mimikry war. Doch der Logik des Wegs in den Untergang folgend, sorgte er, wie skeptisch er die Lage mit den eigenen und mit den Augen seiner großindustriellen Freunde inzwischen auch gesehen haben mag, mit seinen Mitteln – Bekämpfung der Katastrophenschäden, Aufrechterhaltung der Rüstungsproduktion, Versorgung der Fronten durch unmittelbare Zufuhr von Waffen, Treibstoff usw. – für die Fortführung des Krieges.

Das durchschnittliche Verhalten der deutschen Wirtschaftselite und anderer, breiterer Kreise des NS-Regimes wird sich im großen und ganzen im Rahmen dieses vom Rüstungsminister vorgegebenen Passepartouts bewegt haben, in dem illusionäre Hoffnungen, „patriotischer“ Dienstleister und Katastrophenstimmung sich in verschiedenem Verhältnis mischten. Doch wäre dieses Bild nicht vollständig, wenn es die Tatsache aussparte, daß seit 1943/44 führende Unternehmer, Manager und Bürokraten nüchtern genug dachten, um vielfache [37:] Vorkehrungen für die zu erwartende „Friedenswirtschaft“ nach Kriegsende zu treffen. Mit der Kriegslage verschoben sich Auswahl und Schwerpunkte dieser Vorkehrungen. Doch kann man in den letzten ein bis anderthalb Kriegsjahren folgende lebhaften Aktivitäten der genannten Kräfte registrieren:

- maximale Rüstungsanstrengungen bis zuletzt,
- Reparaturen an Produktions- und Verkehrsanlagen,
- allgemeine Schadensbegrenzung bei Luftschäden: Steuerungsversuche gegenüber dem einsetzenden Produktionschaos,
- beschleunigte Auslagerung wertvoller Maschinen (auch unter Tage),
- Einforderung der Kriegsschädenzahlungen vom Reich,
- Transfer von Profiten, Finanztiteln, Patenten usw. von Ost nach West, möglichst ins neutrale Ausland,
- Kadersicherung,
- Anknüpfung von Verbindungen im Ausland (Außenhandel: Finanzen),
- Vorbereitung auf zivile („Friedens-“)Produktion (Sicherung der Anlagen, der technischen Dokumentation. des Facharbeiterstamms).

V. Die wirtschaftliche Ausgangsbasis für die Nachkriegszeit

Erstaunlich bleibt die – für den Fachmann übrigens nicht neue – Tatsache, daß die deutsche Industrie, d. h. vor allem die Rüstungsindustrie, namentlich alle bekannten großen Konzerne, nicht den Krieg, wohl aber *am Krieg*, gewonnen haben, und zwar sehr konkret und nachhaltig. Ausgangspunkt der Analyse dieses Themas sind die Rüstungsgewinne. Sie haben sich auf dem Wege eines Investitionsbooms während mehrerer Kriegsjahre in neue industrielle Substanz verwandelt: Das industrielle

¹⁴ Denkschrift Speers für Hitler betr. den „Totalen Krieg“. 12.7.1944. Zit. in: Wolfgang Bleyer, Pläne der faschistischen Führung zum totalen Krieg im Sommer 1944. In: Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft, H. 10/1969, S. 1317.

Anlagevermögen (brutto und netto) vergrößerte sich in dieser Zeit in großem Stil. Gegen die auf diese Weise erheblich angewachsene industrielle Substanz am Ende des Krieges müssen die Substanzverluste durch Bomben- und andere Kriegsschäden aufgerechnet werden. Die hierfür maßgebenden Zahlen werden im folgenden kurz vorgestellt.

Die mit dem „Vierjahresplan“ einsetzende und vom Krieg angeheizte Rüstungskonjunktur verschaffte den daran beteiligten Unternehmen einen einzigartigen Profitsegen und eine unerhörte Steigerung ihrer wirtschaftlichen und staatlich-monopolistischen Machtpositionen. Währenddessen verschlechterte sich die Lage der Masse der deutschen Bevölkerung drastisch: Millionen von ausländischen Arbeitskräften und Kriegsgefangenen fronten unter der Peitsche des Terrors und des Hungers: das Blut von vielen Hunderttausenden deutschen Soldaten wurde zu Profit aus der Okkupation und Ausplünderung fremder Länder umgemünzt.

[38:] Nach Berechnungen, die mit Hilfe der Angaben über die Körperschaftssteuer angestellt wurden, sind als reiner Kriegsgewinn des deutschen Großkapitals 70 bis 80 Mrd. RM zu veranschlagen. Unberücksichtigt bleiben dabei die Bereicherung durch Plünderung und Raub in den okkupierten Ländern sowie Milliardenzuwendungen aus der Staatskasse. An Staatsmitteln flossen in Form von Investitionsbeteiligungen, Krediten und Subventionen Unsummen in die Rüstungsindustrie. Allein der IG-Farben-Konzern erhielt auf diesem Wege – vor allem während der Kriegsjahre – 4,9 Mrd. RM. Auf 4,1 Mrd. RM belief sich jene Summe der öffentlichen Gelder, einschließlich der Zuwendungen seitens der Bank der deutschen Luftfahrt, die schon Anfang 1942 in die Flugzeugindustrie geschleust worden waren.

Kriegskonjunktur und Gewinnüberfluß boten den Rüstungsunternehmen hervorragende Investitionsmöglichkeiten und erhöhten den Investitionsanreiz. In Investitionen sahen die Rüstungskonzerne eine günstige Gelegenheit, einen großen Teil des Profits anzulegen. In den Jahren 1939 bis 1943 nahmen die Investitionen in der Industrie ein solches Ausmaß an, daß diese Zeit zu einem Höhepunkt in der Geschichte der deutschen Kapitalinvestitionen überhaupt wurde. Sie stärkten in erster Linie die Macht der führenden Konzerne und Großbanken. Die einseitig auf die Rüstungsindustrie konzentrierten Investitionen trugen in entscheidendem Maße dazu bei, daß während des Krieges jenes Übergewicht der Produktionsmittelindustrien gegenüber den Konsumgüterindustrien wesentlich ausgebaut wurde, das sich schon in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre während der forcierten Aufrüstung abgezeichnet hatte. Damals war der Anteil der Produktionsmittelindustrien an den gesamtindustriellen Anlageinvestitionen – vorher als Normalfall unter 70 Prozent – von 75 (1935) auf 81 Prozent (1939) gestiegen. Während des Krieges machte dieser Anteil nach Schätzungen schließlich 87 Prozent aus. Die Masse der Investitionen floß in die Grundstoff- einschließlich chemische Industrie, den Maschinenbau, die Fahrzeug- und Flugzeugindustrie, die Elektro- und die feinmechanische und optische Industrie. Die Investitionen auf dem Gebiet der Wohnungswirtschaft, der Konsumgüterindustrien, des Dienstleistungswesens und der übrigen Infrastruktur, insbesondere auch der öffentlichen Verkehrsmittel und schließlich in der Land- und Forstwirtschaft gingen so stark zurück, daß vielfach Substanzabbau und Raubbau eintrat. Diese Entwicklung wirkte sich außerordentlich ungünstig auf die Versorgung und Lage der Bevölkerung aus. Hinzu kamen die Kriegszerstörungen, vor allem durch Luftangriffe. Die Ursachen dafür, daß die Bevölkerung in West- wie in Ostdeutschland nach dem Krieg in Versorgung und Ernährung jahrelang ein sehr niedriges Niveau hinnehmen mußte, sind in erster Linie in den Folgen des Krieges zu suchen, aber in nicht geringem Maße auch in der Kriegsinvestitionspolitik des NS-Staates und der Konzerne auf dem Rüstungssektor.

[39:] Im Jahre 1944 ging das stürmische Wachstum der für die Rüstung relevanten industriellen Kapazitäten in Abbau über. Infolge des Krieges gab es jetzt auch in Deutschland mehr Zerstörung als Zuwachs an Substanz. Ein wachsender Teil der Bauleistungen und der Investitionsgüterproduktion mußte nun für die Wiederherstellung von Rüstungskapazitäten oder für die Verlagerung von Betrieben, unter anderem in unterirdische Anlagen, eingesetzt werden. Insgesamt sank die Summe der industriellen Investitionen 1944 gegenüber dem Vorjahr um fast 30 Prozent, hielt aber immer noch ein verhältnismäßig hohes Niveau.

Tabelle 2

Brutto- und Nettoanlageinvestitionen in der westdeutschen Industrie 1933-1945 (in Mill. DM: Preise nach dem Stand von 1950)¹⁵

Jahr	Bruttoanlageinvestitionen	abzüglich Abschreibungen	abzüglich Kriegsschäden	abzüglich Demontagen	Rest: Nettoanlageinvestitionen
1933	619	1472			- 853
1934	1143	1504			- 361
1935	1819	1533			+ 286
1936	2366	1575			+ 792
1937	3113	1641			+ 1472
1938	3967	1732			+ 2235
1939	4729	1857			+ 2872
1940	5261	2006			+ 3255
1941	5537	2175			+ 3361
1942	5869	2355			+ 3514
1943	5079	2534			+ 1669
1944	3541	2587	876		+ 3561
1945	778	2008	367	767	-5287

Wollen wir das Gesamtausmaß der Kriegsschäden in der Industrie feststellen, um es gegen die Investitionen aufzurechnen, so sind wir auf grobe Schätzungen angewiesen. Das Ausmaß der Schäden in der Industrie wird jedoch im allgemeinen – angesichts der furchtbaren Zerstörungen in den Wohnvierteln vieler Städte – stark überschätzt. Erst 1944 zerstörten fortgesetzte massive Luftan-[40:]griffe die Anlagen ganzer Industriezweige und trugen dann seit Herbst 1944 durch die Zerstörung der Knotenpunkte des deutschen Verkehrswesens zur Lähmung der Gesamtwirtschaft bei. Die Mitarbeiter des United States Strategie Bombing Survey stellten unmittelbar nach dem Krieg immer wieder fest, daß zwar Fabrikgebäude, Werkhallen usw. schwere Schäden aufwiesen, daß aber demgegenüber der Maschinenpark erstaunlich wenig Zerstörungen aufwies.

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, daß der sogenannte Nero-Befehl Hitlers vom 19. März 1945 fast das Todesurteil für große Teile der deutschen Industrie und darüber hinaus des gesellschaftlichen Gesamtvermögens bedeutet hätte. Hitler hatte angewiesen: „Alle militärischen, Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebietes, die sich der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann, sind zu zerstören.“¹⁶ Zu diesem Zeitpunkt standen die sowjetischen Truppen an der Oder, die westalliierten Streitkräfte am Rhein. Die bereits chaotischen Verhältnisse im Nachrichten- und Verkehrswesen und der vom Rüstungsminister besonders im Ruhrgebiet organisierte Widerstand ließen diesen Wahnsinnsbefehl nicht mehr zum Tragen kommen.

Im Hinblick auf die Bilanz des am Ende des Krieges vorhandenen industriellen Potentials läßt sich folgendes sagen: Setzt man die Schätzungen für den 1. Mai 1955 ins Verhältnis zum Stand von 1936 und 1939, so erhält man beim Bruttoanlagevermögen Prozentsätze von etwa 121 bzw. 108 Prozent, d.

¹⁵ Quelle: Krenzel, Anlagevermögen, S. 105. – Die Bruttoinvestitionszahlen stimmen mit denen der vorangegangenen Tabellen wegen der Währungsbasis nicht überein. *1936 und 1941 Differenz infolge Auf- bzw. Abrundung.

¹⁶ Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, Bd. 41, Nürnberg 1948, S. 430, Dok. Speer-25.

h., das Bruttoanlagevermögen lag bei Kriegsende um knapp 21 Prozent über dem Stand von 1936 und immer noch um nahezu 8 Prozent über dem von 1939. Berechnet man die entsprechenden Werte des Nettoanlagevermögens (auf der Basis des Zeitwerts der Anlagen), so ergeben sich wesentlich höhere Prozentsätze (145 bzw. 119 Prozent), in denen sich der hohe durchschnittliche Neuigkeitsgrad des industriellen Anlagevermögens infolge der bedeutenden Investitionen der Kriegsjahre widerspiegelt.

Der Umfang der Investitionen in der deutschen Industrie hat also die Bomben- und anderen Kriegsschäden bei weitem aufgewogen. Die deutsche Industrie verfügte am Ende des Krieges über ein stärkeres Potential als bei Kriegsbeginn, noch dazu mit einem verhältnismäßig neuen Anlagefonds. Allerdings war dieses Potential infolge der investitionspolitischen Überbetonung der Grundstoff- und Rüstungsindustrie und der Vernachlässigung der Zweige der Konsumgüterindustrie deformiert.

[41:]

Tabelle 3

Brutto- und Nettoanlagevermögen der westdeutschen Industrie 1933-1945 (in Mrd. DM: Preise nach dem Stand von 1950)¹⁷

Jahr	Bruttoanlagevermögen	Nettoanlagevermögen
1933	51,11	25,82
1934	50,58	25,21
1935	50,58	25,18
1936	51,18	25,72
1937	52,42	26,85
1938	54,46	28,70
1939	57,29	31,25
1940	60,61	34,32
1941	64,33	37,63
1942	68,48	41,06
1943	71,66	43,66
1944	69,72	42,72
1.5.1945 ¹⁸	61,80	37,20

Die untersuchten Fakten der deutschen Kriegskonjunktur entkleiden das „Wirtschaftswunder“ der „freien Marktwirtschaft“ in der frühen Bundesrepublik seines mirakelhaften Charakters. „Wer an das ‚Wirtschaftswunder‘ glaubt“ – so stellte Krenzel schon 1958 fest, „verhindert bei seinem ‚Beweis‘ die Vorkriegsproduktionskraft der Bundesrepublik gedanklich nur um die kriegsbedingten Kapazitätsverluste und beachtet das zur gleichen Zeit erfolgte Kapazitätswachstum nicht.“¹⁹

Was das damalige Territorium der späteren DDR betrifft, so handelte es sich bei den industriellen Investitionen, die in diesem Teil Deutschlands während der Kriegsjahre getätigt wurden, im Unterschied zum Westen offensichtlich zu einem viel höheren Prozentsatz um reine Rüstungsinvestitionen, vielfach „auf der grünen Wiese“ errichtete, d. h. um solche Anlagen, die unmittelbar und ausschließlich für die Produktion von Waffen und Kriegsgerät vorgesehen waren. Sie wurden 1945 zum größten Teil demontiert oder gingen als Reparationsleistung an die UdSSR.

¹⁷ Quelle: Krenzel, Anlagevermögen, S. 16, S. 23, S. 94, S. 96.

¹⁸ Schätzung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung.

¹⁹ Rolf Krenzel, Anlagevermögen, Produktion und Beschäftigung der Industrie im Gebiet der Bundesrepublik von 1924 bis 1956, Berlin 1958, S. 15.

Deutscher Außenhandel im zweiten Weltkrieg am Beispiel der Schweiz skizziert

Welche Rolle spielte der deutsche Außenhandel während des zweiten Weltkrieges? War er aus kriegswirtschaftlicher Sicht verzichtbar? Wurde er womöglich nur aufrechterhalten, um durch Heranschaffung wünschenswerter Versorgungsgüter die Stimmung im Volke zu heben, mit den Motiven, die den Reichwirtschaftsminister bewogen, in den ersten Kriegsmonaten von „einer Art Friedenswirtschaft“ zu sprechen?

Tatsächlich war von vornherein klar gewesen, daß es ohne laufende Importe kriegswichtiger Güter und ohne zu deren Bezahlung notwendige Exporte sogar von in Deutschland kaum entbehrlichen Produkten nicht möglich sein würde, längere Zeit Krieg zu führen. Bereits für die angestrebten zeitlich und räumlich begrenzten Feldzüge (Blitzkriege) wurde im OKW vorausberechnet, daß die Vorräte bald verbraucht sein würden, also von Fall zu Fall auch mit Hilfe des Außenhandels wieder aufgefüllt werden müßten.

Zwar war in der Propaganda der Vorkriegsjahre das Schlagwort „Autarkie“ häufig verwendet worden, aber Hitler nährte nicht die Illusion, daß Autarkie im geographischen Rahmen Deutschlands erreichbar sei. Für ihn verband sich dieses Ziel mit der Schaffung des „deutschen Lebensraumes“. Wie sich jedoch zeigte, war sogar in den Kriegsphasen mit der größten Ausdehnung von Berlin beherrschter Territorien die Aufrechterhaltung annähernd normalen Außenhandels mit souveränen Staaten unverzichtbar.

Im folgenden möchte ich mich auf die Schweiz als Wirtschaftspartner des kriegführenden Deutschlands konzentrieren.¹ Dabei müssen auch ihre Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschlands westlichen Kriegsgegnern berücksichtigt werden. Die Problematik von Möglichkeiten und Grenzen für die Wahrung der Neutralität der Schweiz kann hier nur angerissen werden. Ressourcen und Struktur der schweizerischen Volkswirtschaft bedingten erhebliche Einfuhren von Nahrungsmitteln, insbesondere Getreide, und von Rohstoffen für Industrie [43:] und Verkehrswesen, insbesondere Kohle. Andererseits gingen industrielle und gewerbliche Produktion weit über den Bedarf des inneren Marktes hinaus, so daß der Schweiz bei stärkerem Rückgang ihres Exports Massenarbeitslosigkeit drohte.

Da die Schweiz an die gegeneinander im Krieg befindlichen Staaten Deutschland und Frankreich sowie an das zunächst „nichtkriegführende“ Italien grenzte und mit allen dreien direkte Verkehrsverbindungen bestanden, könnte man annehmen, daß der schweizerische Außenhandel mit ihnen wie auch mit weiter entfernten Ländern in den ersten Kriegsmonaten bis Mai/Juni 1940 ungestört fortgesetzt werden konnte, zumal es perspektivisch wie auch aktuell durchaus im eigenen Interesse jeder der kriegführenden Mächte liegen mußte, die historisch entstandene Verflechtung der Weltwirtschaft wenigstens teilweise zu bewahren.

Die Schweiz und Deutschland hatten sich bereits im September 1938 und im Juni 1939 auf diplomatischem Wege gegenseitig die wohlwollende Prüfung der Frage der Beibehaltung des Durchgangsverkehrs zugesichert. Dazu gehörte der Eisenbahnverkehr zwischen Deutschland und Italien, für den die Durchlaßfähigkeit der Brenner-Strecke erwartungsgemäß den Kriegserfordernissen nicht genügte. Mit den Westmächten erreichte die Schweiz dagegen erst nach mehrmonatigen Verhandlungen im Rahmen des War Trade Agreement vom 24. April 1940 eine vertragliche Regelung für ihre Warendurchfuhr. Selbstverständlich war den Westmächten bewußt, daß die deutsche Kriegswirtschaft aus dieser Durchlöcherung der alliierten Blockade zumindest indirekt Nutzen ziehen konnte. Zeugt dieser Vertragsabschluß davon, daß die Schweiz durchaus nicht als schwächlicher Spielball zwischen den Großmächten zu behandeln war, so nicht minder auch der Fakt, daß Deutschland, statt bei Kriegsbeginn zusätzliche Bestellungen bei der schweizerischen Industrie plazieren zu können, erst einmal

¹ Der bald erscheinende Band III der „Geschichte der Kriegswirtschaft“ von Dietrich Eichholtz enthält ein ausführliches und entsprechend belegtes Kapitel „Deutscher Außenhandel im zweiten Weltkrieg“ aus meiner Feder.

durch ein Abkommen vom 24. Oktober 1939 genötigt wurde, in den letzten Vorkriegsmonaten aufgelaufene Schulden zu tilgen: Durch zusätzliche Warenlieferungen aus Deutschland in die Schweiz wurde aus dem 80 Mill. Franken betragenden Rückstand bis zum Frühjahr 1940 ein deutsches Guthaben von 40 Mill. Franken auf dem Clearingkonto.²

Mit Frankreichs Niederlage und Italiens Kriegseintritt war die Schweiz vom Juni 1940 an vollständig von Territorien umgeben, die sich unter der Herrschaft der faschistischen Achsenmächte befanden. Dennoch wurde sie wirt-[44:]schaflich und politisch nicht absolut von ihnen abhängig. Nach heftigen Diskussionen zwischen Economic Warfare Ministry und Foreign Office entschied die britische Regierung, die Ende Juli 1940 verschärften Blockadebestimmungen gegen vom Feind kontrollierte Gebiete nicht auf den Warenverkehr nach und aus der Schweiz anzuwenden. Darüber hinaus sollte der Schweiz eine gewisse „economic assistance“ gewährt werden, falls sie um „einen gewissen Grad Unabhängigkeit von der Kontrolle durch die Achsenmächte“ bemüht bliebe.

Hauptgrund für dieses Entgegenkommen dürfte Londons Wunsch gewesen sein, die Schweiz als internationales Finanzzentrum und als Spionageschaltstelle existent zu halten. An beidem war auch Berlin interessiert. Die Schweiz blieb von quantitativen Restriktionen ihrer Einfuhr, wie sie England anderen Neutralen auferlegte, frei, lediglich gegen Berns Garantie, die importierten Waren nicht „en état“ (d. h. im gleichen Zustand, in dem sie importiert worden waren) ihrerseits zu exportieren. Ihre Ausfuhr in verarbeitetem Zustand wollte London also dulden, abgesehen von der Limitierung der Ausfuhr bestimmter Klassen von Fertigprodukten an den Feind.³ Die grundsätzliche Beibehaltung des britisch-französisch-schweizerischen Kriegshandelsabkommens vom April 1940 trotz der deutsch-italienischen Besetzung bzw. Kontrolle Frankreichs erscheint unrealistisch, und zunächst kam auch tatsächlich keine Ware aus Übersee in der Schweiz an. Es waren aber nicht nur die Schweiz und England daran interessiert, wenigstens einen Teil ihres Handelsverkehrs fortzusetzen. Indirekten Nutzen davon versprach sich auch die deutsche Kriegswirtschaft. So erklärt es sich, daß deutscherseits ab 1. September 1940 ein Geleitscheinsystem galt, durch das gewisse schweizerische Exportgüter von Fall zu Fall seitens der deutschen Gesandtschaft in Bern zum Transit durch Deutschland oder Frankreich auch in Richtung England zugelassen werden konnten.⁴

Bis die britische Entscheidung, wieder Lieferungen aus Übersee in Richtung Schweiz die Blockade passieren zu lassen, grundsätzlich fiel und während sie dann mit Verzögerung zur dosierten praktischen Anwendung kam, wurde langwierig und zäh verhandelt. Da die Schweiz vor Kriegsbeginn größere Lagervorräte einiger Rohstoffe angelegt hatte, waren ihre Unterhändler britischerseits nicht leicht unter Druck zu setzen. Gegenüber der deutschen Seite war die schweizerische Verhandlungsposition jetzt schwieriger. In der verkehrsgeographischen Insellage, in der sich die Schweiz seit dem Juni 1940 befand, war die Existenz wichtiger Zweige ihrer Industrie gefährdet. Der [45:] Wegfall des französischen und englischen Absatzmarktes für schweizerische Waffen und Munition ließ sich leicht durch die Nachfrage aus Deutschland kompensieren. Doch die Palette der schweizerischen Exportprodukte war viel breiter und wies beileibe nicht nur Kriegswichtiges auf. Dafür in Deutschland und den von ihm okkupierten Gebieten Absatzmöglichkeiten zu finden, fiel unter den obwaltenden Bedingungen schwer. Hinzu kam, daß die Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens in der Schweiz jetzt völlig davon abhing, ob und in welchem Maße die deutsche Seite zu Kohle- und Eisenlieferungen bereit war.

In dieser Situation sah sich die Schweiz genötigt, am 9. August 1940 erstmals Deutschland einen für die Zeit bis Ende Juni 1941 bestimmten Clearing-Kredit von 150 Mill. Franken mit Bundestransfergarantie zu gewähren. Anders als der sog. Kohlenkredit von 1917 handelte es sich dabei aber nicht um die Bereitstellung freier Devisen zu beliebiger Verwendung, sondern der Kredit von 1940 war nur für Warenkäufe (und andere Zahlungen) in der Schweiz verwendbar. Zweifellos war dieser Kredit

² BAP. AA 68744, Bl. 21 f., Verbalnote an die Schweizerische Gesandtschaft in Berlin, 28.6.1939: Homberger, Heinrich, Schweizerische Handelspolitik im Zweiten Weltkrieg, Erenbach-Zürich/Stuttgart 1970, S. 30.

³ Medicott, William N., The Economic Blockade, London 1952 (2. Aufl. 1978). Bd. II, S. 207.

⁴ Medicott, Bd. I, S. 588.

ein Beitrag zur deutschen Kriegsfinanzierung. Zugleich sorgten aber die Konditionen dafür, daß nicht nur kriegswirtschaftlich wichtige Güter auf Kredit geliefert, sondern auch andere Gewerbezweige beschäftigt wurden, deren Produkte die deutsche Kriegswirtschaft nicht benötigte. Mit ihrem Entgegenkommen sicherte sich die Schweiz die Fortsetzung der Kohlezufuhr, wobei sie allerdings bewußt hinter andere Länder, die Aufträge für die deutsche Kriegswirtschaft ausführten, zurückgesetzt wurde. Für die Beziehungen zwischen beiden Staaten in dieser Kriegsphase ist der Inhalt des am 7. Februar 1941 in Bern unterzeichneten deutsch-schweizerischen Protokolls bezeichnend: Die Schweiz gewährte einen weiteren Vorschußkredit in Höhe von 317 Mill. sfr für deutsche Heeresbestellungen. Als Gegenleistung für die „erheblichen“ Lieferungen „wichtigsten Kriegsmaterials“ erhielt sie aber lediglich die Aufrechterhaltung der deutschen Kohlenlieferungen im bisherigen Umfang für die Monate Januar bis April 1941 einschließlich (ca. 145.000 t monatlich) zugesagt“. Eine Zusage für längere Frist und für die erbetene größere Menge wurde verweigert, obwohl schweizerische Rüstungswerke immer mehr deutsche Aufträge übernahmen und nach wie vor zwei Drittel der Aluminiumproduktion der Schweiz nach Deutschland geliefert werden sollten, sofern dieses für die entsprechende Tonerdezufuhr aus Italien und Frankreich sorgte.⁵

Mit der schnellen territorialen Ausdehnung des deutschen Herrschaftsraumes nach Südosten und Osten seit dem Frühjahr 1941 verstärkte sich erwartungs-[46:]gemäß der deutsche Druck auf die Schweiz, den Anforderungen der deutschen Kriegswirtschaft weiter entgegenzukommen und den Neutralitätsbegriff zu überdehnen. Dieser Tendenz wirkte allerdings entgegen, daß die gewaltigen Verluste an Menschen und Material an der Ostfront die deutsche Seite mehr und mehr nötigten, von der schweizerischen Seite geltend gemachte Interessen zu berücksichtigen. Dazu trug auch die Haltung der USA bei, auf die noch eingegangen werden wird.

Zunächst schlossen Deutschland und die Schweiz neben anderen handelspolitischen Abkommen am 18. Juli 1941 eine bis Ende 1942 befristete Sondervereinbarung ab, in der die Schweiz einen Kredit für deutsche Verlagerungsaufträge und sonstige Warenbezüge bis zur Höhe von 850 Mill. Franken einräumte. Dieser Kredit wurde dann nicht nur voll in Anspruch genommen, sondern durch Auftragserteilungen sogar um 500 Mill. sfr überschritten. Die deutsch-schweizerischen Abmachungen vom Juli 1941 veranlaßten die britische Regierung zu der offiziellen Ankündigung vom 10. September 1941, die Seeblockade nun auch auf die meisten Waren (ausgenommen waren Nahrungs- und Futtermittel) anzuwenden, die in die Schweiz transportiert werden sollten, von denen man aber in London nicht ohne Grund annahm, sie würden in der Schweiz zu Produkten verarbeitet, die dann an Großbritanniens Kriegsgegner geliefert werden würden.⁶

Die USA dagegen lieferten recht großzügig Waren an die Schweiz. Außer vom Profitmotiv ließen sie sich dabei von der Überlegung leiten, daß eine Abschnürung der Schweiz vom Warenverkehr mit Übersee dieses Land nur noch mehr in Hitlers Arme treiben müßte. Mit der von den USA im Unterschied zu Großbritannien angewendeten Taktik, die sich statistisch 1941 und 1942 deutlich niederschlug⁷ (solche Verzögerung der statistischen Erfassung ist nicht außergewöhnlich, weil sie erst erfolgt, wenn die betreffende Ware die Zollgrenze passiert, d. h. oft, nachdem sie bereits längere Zeit unter Zollverschluß gelagert hatte), wurde ein selbstbewußteres Auftreten der schweizerischen Unterhändler gegenüber ihren deutschen Verhandlungspartnern erreicht. Es blieb nicht nur die Ausfuhr der Schweiz in die USA recht hoch, sondern es wurde auch durchgesetzt, daß bestimmte Warenpartien aus der Schweiz, an deren Bezug die britische Seite sehr interessiert war, zum Transit durch Deutschland oder von diesem okkupierte Länder zugelassen wurden, [47:] obwohl zu deren Produktion vermutlich auch deutsche Rohstoffe verwendet worden waren. Der „compensation-deal“ zwischen alliierter Blockade und deutscher Gegenblockade zeigt: Beide kriegführenden Seiten waren an einer gewissen Freizügigkeit des schweizerischen Handels selbst interessiert, so sehr sie natürlich

⁵ Homberger, S. 49; BAP, AA 68763, Bl. 29 f. Sabath an div. Reichsministerien, OKW u. a. 21.2.1941.

⁶ BAP, AA 68744, Bl. 5, Clodius, „Aufzeichnung über den Stand der Wirtschaftsverhandlungen mit der Schweiz“ für den RAM, 12.5.1943; Homberger, S. 25 u. 69 ff.; Medicott, Bd. II, S. 212.

⁷ BAP, AA 68818, Bl. 20, Statistisches Reichsamt, „Einfuhr der Schweiz nach Herkunftsländern“; ebenda, Bl. 20, Statistisches Reichsamt. „Ausfuhr der Schweiz nach Bestimmungsländern“.

grundsätzlich um effektive Wirtschaftskriegführung gegeneinander bemüht waren. Dieses Geflecht widersprüchlicher Interessen bot der Schweiz einigen Handlungsspielraum, der nicht an solchen Kriterien wie Größe des Territoriums, Stärke der bewaffneten Kräfte oder Handelsumsatz zu messen ist.

Auch abgesehen von der Einwirkung der USA und Großbritanniens war die Schweiz gegenüber deutschem Druck nicht wehrlos. Eine militärische Okkupation hätte sich schwerlich realisieren lassen und wurde nach dem Juni 1940 auch nicht mehr erwogen. Als stärkstes deutsches Druckmittel mochte die Drohung mit Verkehrs- und handelsmäßiger Abschnürung der Schweiz gelten, doch hätte diese als Bumerang gewirkt. Zwar war die Schweiz nicht nur zur Erfüllung deutscher Aufträge, sondern auch für den eigenen Bedarf völlig auf Kohlen- und Eisenlieferungen aus Deutschland bzw. dessen Herrschaftsgebiet angewiesen. Umgekehrt hing aber die süddeutsche Industrie weitgehend von der kontinuierlichen Versorgung mit elektrischem Strom aus der Schweiz ab. Vor allem jedoch erwies sich die Eisenbahnverbindung durch die Schweizer Alpen mit ihren zahlreichen, notfalls leicht zu blockierenden Tunneln nach wie vor als unentbehrlich für das Zusammenwirken zwischen Deutschland und Italien.

Als die Schweiz – der eingetretenen Wende des Krieges Rechnung tragend – nach Ablauf der Geltungsdauer der Sondervereinbarung vom Juli 1941 die Zusage eines ähnlich großen Kreditvolumens für künftige Lieferungen an die deutsche Kriegswirtschaft verweigerte und am 16. Januar 1943 ein vertragsloser Zustand eintrat, verzichtete Berlin auf (auch in Friedenszeiten in der Außenhandelspolitik zuweilen angewendete) Wirtschaftskriegsmaßnahmen. Diese Entscheidung beruhte auf einer in Außenhandelsfragen selten erfolgten persönlichen Weisung Hitlers von Anfang März 1943, „daß man das Vorgehen gegen die Schweiz nicht auf die Spitze treiben, sondern sich dabei die Möglichkeit einzulenken offen halten sollte, selbst wenn man hierzu bei den deutschen Wünschen betreffend Vergabung neuer Rüstungsaufträge kürzer treten müsse“⁸. Nach einer nachdrücklicher und präziser gefaßten erneuten Weisung wurde der vertragslose Zustand dann am 23. Juni 1943 durch eine Teilregelung abgelöst. Hitlers zunächst auf dieses für das „Panzerprogramm“ und das „Fernsteuerprogramm“ wichtige Etappenziel gerichtete Weisung an [48] Speer und Ribbentrop blieb im Grunde genommen während der ganzen restlichen Kriegszeit Richtlinie für die deutsche Handelspolitik gegenüber der Schweiz. Deren Regierung fand sich immer wieder bereit, die für die deutsche Kriegswirtschaft wichtigen Handels-, Verkehrs- und Finanzbeziehungen aufrechtzuerhalten, jetzt allerdings nicht mehr auf der Basis lang-, sondern immer kürzerfristiger Regierungsvereinbarungen und vorbehaltlich der Erfüllung entsprechender schweizerischer Gegenforderungen.

Bei den Finanzbeziehungen ging es vor allem um die Goldarbitrage. Hierbei war „die Reichsbank auf die Hilfe der Schweiz ... auch weiterhin unbedingt angewiesen“, wie der Handelspolitische Ausschuß der Reichsregierung (HPA) Ende 1943 konstatierte.⁹ In dieser Beziehung war die Schweiz von buchstäblich einzigartiger Bedeutung. Bei der Eroberung anderer Länder und bei der „Endlösung der Judenfrage“ waren große Mengen Goldes in die Verfügungsgewalt der deutschen Machthaber gefallen. Die meisten neutralen Handelspartner scheuten sich aber, dieses dubiose Gold als Zahlungsmittel für Warenlieferungen und andere Leistungen anzunehmen, weil sie befürchteten, es eines Tages den Beraubten zurückerstatten zu müssen. Doch Schweizerfranken akzeptierten sie gern. Und die Nationalbank der Schweiz fand sich immer wieder bereit, „deutsches“ Gold in Schweizerfranken oder sonstige renommierte Devisen umzutauschen. Schätzungsweise hat sie im Laufe des Krieges für 1,6 Mrd. sfr „deutsches“ Gold angekauft, allein im Jahre 1943 für 529 Mill. sfr.¹⁰

Die deutsche Seite mußte sich damit abfinden, daß die Schweiz seit dem 1. Juli 1943 das eigentliche Kriegsmaterial und seit dem 1. August 1943 alle kriegswichtigen Güter einer „restriktiven Kontingentierung“ unterwarf, also die Lieferungen autonom einschränkte, ohne mit Deutschland formelle Verpflichtungen einzugehen, wenn sie das mit Rücksicht auf ihr Verhältnis zu den Alliierten für

⁸ BAP, AA 68743, Bl. 235, Aufzeichnung Wiehl für den RAM, 11.3.1943.

⁹ BAK, R 7/3648, HPA-Protokoll v. 3.12.1943.

¹⁰ Bourgeois, Daniel, Les relations économiques germano-suissees 1939-1945. In: Revue d'histoire de la deuxième guerre mondiale, 1981, S. 57 u. 61.

notwendig hielt. Für das neue Abkommen, das von vornherein nur für die Monate Oktober bis Dezember 1943 Gültigkeit besaß, wurden laut Heinrich Homberger, der als Direktor des Vororts (Vorstandes) des Schweizerischen Handels- und Industrievereins an fast allen amtlichen Handelsverhandlungen mit Deutschland und den Alliierten teilnahm, die Ausfuhrkontingente nach Deutschland grundsätzlich auf 45 % und für Kriegsmaterial auf 36 % des Wertes vom Jahre 1942 begrenzt. Im HPA in Berlin legte man die Regelung allerdings so aus, daß lediglich „eigentliches Kriegsgerät“ auf 80 % des Wertumfangs von 1942 kontingentiert würde, dagegen „Zivillieferungen“, darunter [49:] Aluminium und Werkzeuge, durchschnittlich 100 % der vorher gültig gewesenen „Wertgrenzen“ ausmachen dürften.¹¹

Tatsächlich verschlechterten sich die Beziehungen beträchtlich. Wegen des gestiegenen Eigenbedarfs blieb die deutsche Seite vom August bis zum November 1943 mit einem Teil der der Schweiz zugesagten Eisenlieferungen säumig, was der Schweiz zusätzliche Veranlassung gab, in den nun fast permanent stattgefundenen Verhandlungen eine sich versteifende Haltung einzunehmen. In Berlin löste das interne Auseinandersetzen aus. Admiral Otto Groos, Chef des Sonderstabes Handelskrieg und wirtschaftliche Kampfmaßnahmen im OKW. trat dafür ein, die Schweiz einem Blockadedruck zu unterwerfen und zu prüfen, „ob Führerentscheidung (Vermeidung des Abbruchs) noch volle Geltung habe“. Ministerialdirektor Emil Wiehl, Leiter der Handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, forderte demgegenüber, die Lieferrückstände aufzuholen und künftig die Verpflichtungen gegenüber der Schweiz zu erfüllen. Rüstungsminister Speer ging so weit, „er könne notfalls auf die Rüstungslieferungen und äußerstenfalls sogar auf die Stromlieferungen verzichten“. Den Ausschlag gab schließlich die von Reichsbankdirektor Reinel unterstützte Argumentation des Ministerialdirigenten Schultze-Schlutius vom Reichswirtschaftsministerium: „Wenn wir daraus jetzt die Folgerung eines Abbruchs der Verhandlungen ziehen wollten, so würde damit unter allen Umständen der Kapitalverkehr in Fortfall kommen, d.h. wir würden dann auch für militärische und andere nicht handelspolitische Belange keine sfrs mehr bekommen: unser Gold würde also für alle uns interessierenden Zwecke wertlos werden.“¹² Auch bei den erneuten Auseinandersetzungen in deutschen Regierungskreisen im März und Juni 1941, ob man weniger günstige Bedingungen in den Wirtschaftsbeziehungen mit der Schweiz hinnehmen oder diese abbrechen solle, gab die Rolle dieses Landes als „Golddrehscheibe“ den Ausschlag.¹³

Am 29. Juni 1944 kam ein neues Wirtschaftsabkommen für die Zeit bis zum Jahresende 1944 zustande, das u. a. die Klausel enthielt, nach drei Monaten solle geprüft werden, ob beide Seiten ihren Verpflichtungen nachgekommen seien, was angesichts der Lage in Deutschland immer unwahrscheinlicher wurde. Praktisch ermöglichte dieses Abkommen aber u. a., daß 67 moderne kriegswichtige Betriebe aus Italien nach Deutschland verlagert wurden, was wenigstens zum Teil im Eisenbahntransit durch die Schweiz erfolgte.¹⁴

[50:] Als sich im September 1944 die westalliierten Armeen der Westgrenze der Schweiz näherten, berief diese sich auf die Überprüfungs-klausel. Ab 1. Oktober 1944 verhängte sie eine Ausfuhrsperre für Kugel- und Rollenlager, Waffen, Flugzeuge, Zünder, Telefon-, Telegraf- und Radioapparate und Teile dafür sowie für Sprengstoff und Munition. Dennoch waren in Berlin jetzt alle Ressorts wegen der „für uns wesentlichen Interessen – Gold- und Devisengeschäfte der Reichsbank, Transitverkehr, Stromlieferungen, Schwarzkäufe“ einig in dem Wunsch, es nicht zum Abbruch der Wirtschaftsbeziehungen kommen zu lassen.¹⁵ Im November und Dezember 1944 schränkte die Schweiz zwar den Transitverkehr zwischen Italien und Deutschland mengenmäßig ein, ließ aber weiterhin Stromlieferungen an die süddeutsche Industrie zu.¹⁶ Sogar noch am 10. Februar 1945 wurde über eine

¹¹ Homberger, S. 94 f.; BAK, R 7/3648, HPA-Protokoll v. 13.10.1943.

¹² BAK, R 7/3648, HPA-Protokoll v. 7.1. 1944.

¹³ Ebenda, HPA-Protokolle, v. 20.3.1944 u. 5.6.1944.

¹⁴ Ebenda, HPA-Protokolle v. 17.8.1944 u. 23.8.1944; Homberger, S. 122.

¹⁵ BAK, R 7/3648, HPA-Protokoll v. 14.9.1944; BAK, R 7/3364, Schnurre an Hotz, Bern 29.9.1944; BAK, R 7/3011, Vermerk über die Abteilungs- und Ressortleiterbesprechung der Hauptabt. III am 3.10.1944.

¹⁶ BAK, R 7/3282, „Monatsbericht Schweiz November 1944“ o. Vf. o. D.

Verlängerung des Wirtschaftsabkommens verhandelt. Erst am 16. Februar 1945, nachdem hochrangige Wirtschaftsdelegationen aus den USA, Großbritannien und Frankreich in Bern eingetroffen waren, beschloß der schweizerische Bundesrat, die deutschen Guthaben in der Schweiz einzufrieren.¹⁷ Von den neutralen Staaten wies gegen Kriegsende die Schweiz mit annähernd 700 Mill. RM bei weitem die höchsten offenen Forderungen auf dem Clearingkonto gegenüber Deutschland auf.¹⁸

¹⁷ BAP, AA 68816, Bl. 9 ff., Deutsche Gesandtschaft Bern an AA, 20.2.1945; Homberger, S. 117 ff.; BAK R 7/3282, Storck an König, Hamburg 20.4.1945.

¹⁸ BAK, R 7/3636, „Kontrollberechnung des Clearingstandes November 1944“, 27.1.1945.

[51:]

KARL HEINZ ROTH

Die wirtschaftspolitischen Nachkriegsplanungen des deutschen Faschismus – Forschungsbilanz und offene Fragen

Wer die wirtschaftspolitischen Nachkriegsplanungen des faschistischen Deutschland zu bilanzieren versucht, wird immer wieder auf die Vorarbeiten verwiesen, die Dietrich Eichholtz auch auf diesem Gebiet vorgelegt hat. Seit fast 30 Jahren publiziert er kontinuierlich über dieses Thema, und nur Wolfgang Schumann hat in dieser Zeit mit ihm Schritt gehalten. Seine Veröffentlichungen in den einschlägigen Periodika, Dokumenteneditionen und Sammelwerken der DDR-Historiographie sowie vor allem in den beiden bisher erschienenen Bänden seiner „Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft“ demonstrieren eine enorme Breite und Methodenvielfalt in der kritischen Auseinandersetzung mit der konzeptionellen Seite der faschistischen Kriegswirtschaftspolitik. Den Anfang machte Dietrich Eichholtz 1966 mit einer voluminösen Dokumentation über die Kriegszielplanung des I. G. Farben-Konzerns aus dem Jahr 1940. Darauf folgten Aufsätze und Quelleneditionen über Strukturen, Methoden und territoriale Schwerpunkte der faschistischen Neuordnungsutopien. Von besonderer Bedeutung für die weitere Forschung waren dabei seine quellenkritischen Reflexionen, die – vor allem am Beispiel des noch in Kriegszeiten vom US-Außenministerium veröffentlichten Straßburg-Dokuments¹ – die Fragwürdigkeit mancher scheinbar gesicherten Fakten offengelegt haben. 1985/66 hat er in der Schlußphase des „Arbeitskreises Zweiter Weltkrieg“ eine Zwischenbilanz gezogen.

Wie sehr Eichholtz bis heute die Spannung zwischen Kriegszielplanung und kriegswirtschaftlicher Praxis in all ihren Schwerpunktverschiebungen seit 1938/39 fasziniert, zeigt sich nicht zuletzt im dritten Band seines Opus magnum, wo er der Entwicklung der wirtschaftspolitischen Nachkriegsplanungen in der Phase der strategischen Defensive ein ganzes Kapitel reserviert hat. Seinem Engagement ist es wesentlich zu verdanken, daß heute auch auf diesem Gebiet der Erforschung der faschistischen Kriegswirtschaft gesicherte Erkenntnisse gegenüber den noch offenen Fragen deutlich überwiegen.

[52]

I

Als gesichert kann vor allem gelten, daß die Planungen und Vorbereitungen auf den Nachkrieg in allen Phasen des realen Kriegsverlaufs eine außerordentlich große Rolle gespielt haben. Die diesbezüglichen Anstrengungen hatten riesige Ausmaße. Sie beanspruchten in einer Periode immer knapper werdender Ressourcen auf allen Führungs- und Funktionsebenen enorme Potentiale der Informationsbeschaffung, der konzeptionellen Durchgestaltung und der Entschlußbildung. In ihrer Binnenstruktur entbehrten die dabei niedergelegten Arbeitsgrundlagen und Handlungsentwürfe keineswegs der wirtschaftspolitischen Logik, und es wurde außerordentlich viel Mühe darauf verwandt, die durch das Fehlen zentraler Entscheidungsgremien bedingte enorme Meinungsvielfalt in langwierigen Klärungsprozessen miteinander abzustimmen.

Dabei blieb der Archipel der Nachkriegsvorbereitungen keineswegs auf die Spitzengremien der Unternehmen, Wirtschaftsverbände, Behörden und Forschungszentren beschränkt. Die wirtschaftspolitischen Mittel- und Regionalinstanzen waren teilweise sogar noch stärker involviert. In enger Abstimmung mit ihrem in die Exportabteilung des Reichswirtschaftsministeriums delegierten Interessenvertreter Gustav Schlotterer erarbeiteten beispielsweise die Führungsgruppen des Hamburger Regionalkapitals seit dem Mai 1949 einen umfangreichen „Wirtschaftsplan“.² In ihm spiegelten sich auf wahrhaft großzügige Weise jene Motivationen und Handlungsstränge wider, deretwegen sich vor

¹ Vgl. Dietrich Eichholtz: Das Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion und die Straßburger Tagung vom 10. August 1944 (Bemerkungen zu offenen Fragen), in: Bulletin des Arbeitskreises „Zweiter Weltkrieg“, 1975, Nr. 3/4, S. 5-21.

² Wirtschaftsplan Hamburg 1940. Bearbeitet bei der Industrie- und Handelskammer Hamburg, 2 Bde., Hamburg 1940.

allem die Kaufmannschaft im Verlauf der Weltwirtschaftskrise auf die Seite der ja alle andere als außenhandelsorientierten NS-Bewegung geschlagen hatte.

Die Kriegszielpolitik beherrschte seit 1940 alle wirtschaftspolitischen Bereiche der NS-Diktatur von den zentralen Entscheidungsebenen bis hinunter zu den lokalen Standortdebatten. Daß die Wirtschaftshistoriographie der DDR sich schon in der Konstituierungsphase ihrer Forschungsprogramme auf die Kriegszielplanungen als wesentliche und besonders aussagekräftige Aspekte des faschistisch radikalisierten Imperialismus konzentriert hat, belegt einen aus der Rückschau beeindruckend sicheren analytischen Zugriff. Die gegenläufigen Abschwächungsbemühungen der Kontrahenten aus der westdeutschen Historikerzunft brachen denn auch rasch zusammen, und seit Beginn der 1980er Jahre hat auch [53:] in der damaligen BRD eine neue Forschergeneration intensiv auf diesem Terrain gegraben. Sie hat mit Staunen zur Kenntnis genommen, welche Abgründe sich gerade hier mischen einer wirtschaftstheoretisch gefeilten Planungslogik und einer kaum nachvollziehbaren Realitätsblindheit gegenüber den strategisch-militärischen Rahmenbedingungen auftraten. Es schien beispielsweise planungstechnisch folgerichtig, das System der handels- und währungspolitischen Zwangskredite, das dem Ausland seit der Ära Schacht in Gestalt der bilateralen Verrechnungsabkommen in wachsender Perfektion aufgebürdet wurde, im Augenblick der militärischen Unterwerfung in die Richtung eines multilateralen Zwangsclearings mit der Reichsmark als Leitwährung fortzuschreiben. Aus einer langfristigen wirtschaftspolitischen Perspektive war ein solches Vorgehen zugleich in höchstem Ausmaß „unmöglich“, denn es ließ sich einfach absehen, daß eine derart einseitige wie zynische Verfügung über das Wirtschaftspotential der „Anderen“ immer größere Widerstände provozieren mußte. Die Vorstellung, das „Dritte Reich“ in einer Kombination von planerischer Effizienz und steigender Gewalttätigkeit um den Preis des Niedergangs der europäischen und letztlich auch überseeischen Konkurrenten sanieren und zur Weltmacht ausbauen zu können, war absurd und auch im systemimmanenten Bezugsrahmen unrealistisch.

Die US-Ankläger des I. G. Farben-Prozesses haben die sozialpsychologische Seite dieser faschistischen Planungs- und Entscheidungsdynamik eindrucksvoll beschrieben. Die so weit und großräumig ausgreifenden Zukunftsvisionen der Aspiranten einer Vormachtstellung über das damalige Weltsystem waren zugleich merkwürdig engstirnig. Ihre Nachkriegsplanungen basierten auf einem intelligent durchdachten wie rücksichtslosen Verfügungsanspruch über Gesellschaften und Ressourcen, die sie sich bis hin zum Genozid an den hinweggeplanten „überflüssigen Essern“ der ost- und südosteuropäischen Agrargebiete zu unterwerfen gedachten. Der Aberwitz bestand darin, daß die gesamte Planungslogik die dabei zu erwartenden Widerstände aus ihrer wirtschaftspolitischen Rechnung einfach ausklammerte und arbeitsteilig den militärisch-sicherheitspolizeilichen Vernichtungsexperten überließ. Ihre unausgesprochene Prämisse war die tabula rasa, die Ausschaltung von Geben und Nehmen in einem einseitig kommandierten sozioökonomischen Strukturwandel. In den wirtschaftspolitischen Nachkriegsszenarien des deutschen Faschismus wurden die Abgründe, die sich weltweit seit der großen Depression und den darauf gefolgtten Überlebensstrategien aufgetan hatten, auf wahrhaft exemplarische Weise gebündelt und auf den Punkt gebracht.

[54:]

II

Zumindest teilweise kann diese Paradoxie, die den Nachkriegsplanungen bis zum Einschwenken auf das Zukunftsbild eines – wenn auch nur „kalt“ gebliebenen – Konfrontationskurses zwischen den Hauptmächten der Antihitlerkoalition im Herbst 1944 anhaftete, politisch-ökonomisch erklärt werden. Als die NS-Diktatur auf militärische Expansion umschaltete, hatten ihre Führungsgruppen das ihnen zur Verfügung stehende Potential schon längst auf Kriegswirtschaftskurs gebracht. Es lag deshalb nahe, in jenem Augenblick, wo die strategischen Optionen zur forcierten Aufrüstung und zur ernährungs- und rohstoffwirtschaftlichen „Blockadefestigkeit“ unwiderruflich an ihre ökonomischen Grenzen stießen, die bisherige aggressive Wirtschaftspolitik der inneren und äußeren Ressourcenmobilisierung durch eine militärisch abgesicherte Plünderung externer Produktionsfaktoren und Vermögen zu ergänzen. Dabei wurde der „Ernstfall“ zu einer Art Brücke, die den seit 1934

kriegswirtschaftlich geprägten Vorkrieg unmittelbar mit der Nachkriegsperspektive verband. Deshalb können im Gegensatz etwa zu den Kriegszieldebatten während des ersten Weltkriegs die Nachkriegsplanungen des deutschen Faschismus auch nicht von den in den fünf Vorkriegsjahren in Gang gebrachten sozioökonomischen Strukturwandlungen abgetrennt werden. Die tragenden Säulen der Nachkriegsplanungen waren weitgehend mit den Instrumentarien des zuvor mit ökonomischen Mitteln praktizierten Wirtschaftskriegs des Schachtschen „Neuen Plans“ und des Vierjahresplans identisch. Diese Instrumentarien sollten nur weiter ausgebaut und verfeinert werden, und um dies zu bewerkstelligen, wurde der Anteil der Ressourcen, die dafür nur noch mit raubkapitalistischen Methoden und unter offener Gewaltanwendung mobilisiert werden konnten, immer größer. Erst nach der Erringung der kontinentaleuropäischen Vorherrschaft und nach der Unterwerfung der „raumfremden Mächte“ Großbritannien und Sowjetunion schien eine allmähliche Rückkehr zur wirtschaftsimperialistischen „Normalität“ mit ausgeglichenen Zahlungsbilanzen, herrschaftsstabilisierenden Kapitalexporten, einem hierarchisch gefestigten System des europäischen Ressourcentransfers zur deutschen Führungsmacht und einer mit den USA ausgehandelten „Neuordnung“ der Welt denkbar. Das Deutsche Institut für Bankwissenschaft und Hermann J. Abs, der Chef der Auslandsabteilung der Deutschen Bank, haben diese Perspektive im August 1940 sowie knapp vier Wochen nach dem Überfall auf die Sowjetunion klar herausgearbeitet.³

[55:] Letztlich läßt sich die Doppelgesichtigkeit der Nachkriegsplanungen nur dann verstehen, wenn wir ein zweites bedeutsames Ergebnis der wirtschaftshistorischen Forschung über die NS-Diktatur ernstnehmen: die Tatsache, daß das „Dritte Reich“ um die Jahreswende 1937/38 ökonomisch bankrott war. 1934 hatte Schacht ein ausgeteiltes Programm entworfen, um die mit NS-Deutschland Handel treibenden Nationen und Auslandsunternehmen mit Finanzierung und Rohstoffsicherung einer vom Weltwirtschaftssystem abgeschotteten „nationalen“ Vollbeschäftigungs- und Aufrüstungspolitik heranzuziehen. Zwei Jahre später war dieses Modell der Zwangsmobilisierung immer größerer Auslandskredite an seine Grenzen gestoßen. Die aus den Verrechnungsabkommen vor allem mit Südosteuropa abgepreßten Ressourcen erreichten nicht das erhoffte Ausmaß, zusätzlich bestanden noch immer strategisch entscheidende Rohstofflücken.

Dagegen konnten die Eigeninteressen der stärkeren Wirtschaftspartner nicht völlig mißachtet werden, und die Devisenknappheit beschränkte die für den rüstungswirtschaftlichen Binnenzyklus erforderlichen Rohstoffbezüge immer drastischer. Das daraufhin in Gang gebrachte binnenwirtschaftliche Pendant, die Produktion von Ersatzrohstoffen im Rahmen des Vierjahresplans, führte zu weiteren volkswirtschaftlichen Fehlinvestitionen und Ungleichgewichten, ohne die immer prekärer werdende Rohstoffbilanz ausreichend zu verbessern. Als ein neuerlicher Einbruch der Weltkonjunktur zusätzlich eine zur Kompensation gestartete Exportoffensive zum Scheitern brachte, war die von den weltwirtschaftlichen Trends abgeschottete Ära der „Aufrüstungsautarkie“ endgültig an die Grenzen des wirtschaftspolitisch Möglichen gestoßen. Es war nicht gelungen, den deutschen Vollbeschäftigungs- und Aufrüstungskurs aus seinen weltwirtschaftlichen Abhängigkeiten herauszulösen. Die extrem passiv gewordene Zahlungsbilanz erzwang erneut die Mobilisierung aller Devisenreserven unter Einschluß eines großen Teils der deutschen Auslandsvermögen, und danach brach das deutsche Krisenmanagement endgültig zusammen.⁴ Die um die Jahreswende 1937/38 aufgelaufene Devisenlücke von mehr als einer Milliarde Reichsmark war mit den bis dahin praktizierten wirtschaftspolitischen Methoden nicht mehr zu stopfen. Da die Loyalitätskrise der Arbeiterklasse⁵ und der bedenk-[56:]lich gewordene

³ Vgl. Deutsches Institut für Bankwissenschaft und Bankwesen. Zur deutschen Außenwirtschafts- und Währungspolitik nach dem Kriege, 27.8.1940, BAP, Deutsche Bank, Nr. P 5961. [55:] Bl. 250-269; Hermann J. Abs, Europa und USA in wirtschaftlicher Betrachtung, Referat auf der Sitzung des Handelspolitischen Ausschusses der Reichswirtschaftskammer am 17.7.1941, BAK, R 11/271, Bl. 85-123.

⁴ Vgl. dazu die Quellenlage, die eine genaue Analyse des Managements der Zahlungsbilanzkrisen seit 1934 ermöglicht: BAK, R 7/3068 und 3629; R 26 I 36, R 26 IV 4-5.

⁵ In diesem Kontext gewinnen die Untersuchungen Timothy W. Mason's neuerlich an Bedeutung. Aber Mason – und teilweise auch sein wichtigster Dialogpartner Overy, der auf die weitgehende Erschöpfung der Ressourcen schon vor Kriegsbeginn hinwies und die These der „friedensähnlichen“ Kriegswirtschaft während der

Überhang der durch die Hochrüstung gütenseitig nicht mehr gedeckten Binnenkaufkraft die Zahlungsbilanzkrise zusätzlich zu einer Krise des Gesamtsystems verschärften, gab es nur noch eine einzige Alternative: den Rückzug von der rüstungspolitischen Pseudo-Prosperität der Vollbeschäftigung – was die NS-Diktatur politisch nicht überlebt hätte –, oder die radikalisierte Fortsetzung des seit 1934 eingeschlagenen Kurses durch den gewaltsamen Zugriff auf externe Ressourcen.

Bekanntlich setzte sich die raubkapitalistische Option durch. Bei der Annexion Österreichs erbeuteten die Devisenfahnder des SD und die Reichsbank Gold und ausländische Währungen im Umrechnungswert von mehr als einer Milliarde Reichsmark. Dies war der Übergang zur Ära der Blitzkriege, und es gelang etwa drei Jahre lang, durch das Zusammenspiel von militärischen Operationen, immer perfekter betriebenen Plünderungsaktionen im In- und Ausland⁶ und einer spezifischen Art „bewaffneter“ bilateraler Handelspolitik den Zusammenbruch der volkswirtschaftlichen Überlebensstrategie der NS-Diktatur immer wieder hinauszuschieben. Auf diese Weise wurden „Blitzkriege“ entfesselt, um die wirtschaftspolitischen Voraussetzungen für die ursprünglich 1942 geplante militärische Abrechnung mit den Hauptmächten des „Versailler Systems“ zu schaffen.

Erst in diesem Kontext werden Struktur und Funktion der Nachkriegsplanungen vollkommen verständlich. Kurzfristig hatten sie den Rahmen zu definieren, der dem Ressourcentransfer in die kriegsführende Metropole seinen improvisierten Charakter nahm und in einem „europäischen Großwirtschaftsraum“ verstetigte. In enger Verzahnung mit diesen wachsenden Reproduktionsleistungen zur Aufrechterhaltung des – aufgrund seiner rüstungsbedingt schrumpfenden Wertschöpfung immer labiler werdenden – Systems mußten gleichzeitig Wege und Instrumentarien vorgedacht werden, die bei grundsätzlicher Sicherung der deutschen Vormachtstellung mittelfristig die Rückkehr zur wirtschaftspolitischen „Normalität“ offenhielten. Je länger dabei der Krieg andauerte, desto stärker waren einerseits die kriegswirtschaftlichen Strukturwandlungen und Folgekosten [57:] innerhalb des Reichsgebiets in den Planungen zu berücksichtigen, und desto schwieriger wurde es andererseits, die raubkapitalistische Praxis mit den längerfristigen Erfordernissen einer wirtschaftspolitisch stabilen europäischen Neuordnung zu verbinden.

III

In der „euphorischen“ Phase der Nachkriegsplanungen von 1940/41 wurde der Ziel-Mittel-Konflikt zwischen raubkapitalistischer Praxis und mittelfristiger Normalisierung im vollen Bewußtsein seiner Bedeutung ausgetragen und entschieden. Es standen sich zwei Fraktionen gegenüber. Eine vor allem um das Auswärtige Amt gruppierte Interessenkoalition weltmarktorientierter Großunternehmen und von Keynes beeinflusster Theoretiker votierte für ein moderates wirtschaftspolitisches Friedensprogramm. Zwar sollten die im Ergebnis des ersten Weltkriegs entstandenen Positionsverluste umfassende revidiert, eine Umkehrung oder gar reparationspolitische Übertrumpfung des „Versailler Diktats“ jedoch vermieden und die entwickelten Volkswirtschaften des Kontinents im Rahmen einer Zoll- und Währungsunion als Juniorpartner der deutschen Vormachtstellung gewonnen werden.

Gegen eine derartige Option verwahrten sich all jene Unternehmen, Verbände und Spitzenbürokratien, die unter Führung der Vierjahresplanbehörde und des Reichsbankapparats den raubkapitalistischen Ressourcenzufluß betrieben. Ihren Vorstellungen zufolge war der Übergang zu einer mitteleuropäischen Zoll- und Währungsunion undenkbar, weil dies über kurz oder lang zu einer Angleichung des Lebensstandards zwischen den Bevölkerungen des Reichsgebiets und der entwickelten besetzten Länder geführt und die für die dauerhafte Konsolidierung des deutschen Wirtschaftspotentials sowie die langfristigen Weltmachtziele erforderliche Vormachtstellung gefährdet hätte. Diese zweite Machtgruppe setzte sich weitgehend durch. Sie brachte das Modellprojekt ihrer Kontrahenten, eine

Blitzkriegsperiode widerlegte – konnten [56:] sich nicht durchsetzen, weil sie den entscheidenden Aspekt der Systemkrise von 1937/38, den Zusammenbruch der Zahlungs- und Devisenbilanz nicht beachteten.

⁶ Auch die 1937/38 einsetzende „Arisierung der Wirtschaft“ muß in diesem Kontext gesehen werden. Gerade dieses Operationsfeld stand ganz im Bann der Devisenknappheit, und aus den Aktivitäten des 1936 eingesetzten „Devisenfahndungsamts“ ging ein differenziertes Spektrum binnenwirtschaftlicher Ressourcenmobilisierung zur Finanzierung von Rohstoffbeschaffung und Aufrüstung hervor.

Zoll- und Währungsunion mit Dänemark, im Juli 1940 zu Fall, und erkämpfte im Rahmen einer vom Reichswirtschaftsministerium koordinierten Abstimmung der widerstreitenden Interessen entscheidende Festlegungen, die nicht nur bis weit in das Jahr 1943/44 verbindlich blieben, sondern auch in konkrete Wirtschaftspraxis übersetzt wurden.

Aus der Sicht der NS-Führung bestand der Vorteil dieses „harten“ Alternativmodells darin, daß es aus der Not der bis dahin erlernten und immer weiter radikalisierten raubkapitalistischen Techniken eine wirtschaftspolitische Tugend machte. Die Konstitution eines prosperierenden „großdeutschen Sozialstaats“ von nicht zuletzt auch kolonialpolitisch abgesicherter „Weltgeltung“ wurde mit anderen [58:] Worten zum Endziel der Plünderungsstrategie, das wirtschaftspolitische Instrumentarium war mit dem Endziel eng verknüpft. Erst nach dem Ende der Rekonstruktionsperiode und dem Übergang zu einer normalisierten Wachstumsdynamik gedachten die deutschen Führungsgruppen darüber zu entscheiden, wie und in welcher Abstufung die unterworfenen Nationen, „Volkstümer“ und Kolonialgebiete ebenfalls am Wohlstand partizipieren würden. Deshalb stand in den im August 1949 verabschiedeten und von Göring abgesehenen „Richtlinien“ zur europäischen Großraumplanung⁷ die dauerhafte Aktivierung der Zahlungsbilanz auf Kosten der übrigen Teilnehmer am „Großwirtschaftsraum“ im Vordergrund: Umwandlung der bilateralen Verrechnungsabkommen in ein von Berlin aus gesteuertes „multilaterales Zentralclearing“: Wiederherstellung der freien Konvertibilität der Reichsmark sowie ihre Aufwertung zur kontinentalen Leitwährung, indem die Gläubigerguthaben der ausländischen Lieferanten auf diese als Reservewährung festgelegt wurden: Ausrichtung des gesamten europäischen Waren- und Transitverkehrs auf den Hauptimporteur Deutschland: und last but not least die Konzentration der gesamten kontinentalen Außenwirtschaftsbeziehungen auf Berlin als alleiniges Zentrum des europäischen Geld- und Kapitalmarkts. Dies waren die volkswirtschaftlichen Rahmenbedingungen für einen verstetigten und zugleich hierarchisch gestaffelten Ressourcenabfluß in die deutsche Metropole. Unter diesen Voraussetzungen konnten dann für die strategischen Engpaßsektoren Rohstoffe und Ernährung kontinentale Produktionsprogramme entworfen und mit der Durchdringung der strategischen Wirtschaftsbereiche seitens der ja noch immer extrem unterkapitalisierten deutschen Industrie- und Handelsunternehmen begonnen werden.

Die Priorität der Planung lag somit 1940/41 eindeutig bei der Erarbeitung der ökonomisch-politischen Rahmenbedingungen, und diese schufen wiederum die Voraussetzung für die teilweise hochdifferenzierten ökonomischen Expansions- und Konsolidierungsprogramme der Wirtschaftsverbände und Einzelunternehmen. Auf allen Ebenen der Wirtschaftsgestaltung hatte sich das Prinzip des *divide et impera* zur Sicherung eines innerhalb des „Großwirtschaftsraums“ hierarchisch gestaffelten Ressourcenabflusses nach Deutschland durchgesetzt. Die Zoll- und Währungsunion hatte endgültig ihre klassische Zielfunktion als Hauptinstrument imperialistischer Blockbildung verloren.

[59:] Den seit 1990/91 weitgehend zugänglich gewordenen Aktenbeständen der Großbanken, der Reichsbank und der wirtschaftspolitischen Spitzenbehörden können wir entnehmen, auf welche Weise dieses „Friedensprogramm“ von 1940 zur Konsolidierung und Ausweitung des deutschen kriegswirtschaftlichen Apparats benutzt wurde. Parallel zu dem ins Gigantische gesteigerten Edelmetall- und Devisenraub, dem die Vermögensreserven der unter deutsche Herrschaft geratenen Nationalbanken und des jüdischen Bürgertums Europas zum Opfer fielen, wurde das bisherige einseitige Importinstrumentarium weiter ausgebaut, um trotz rückläufiger deutscher Gegenleistungen den Bezug immer größerer Mengen von strategischen Rohstoffen, Lebensmitteln, Konsumgütern und nicht zuletzt Arbeitskräften zu sichern. Dabei spannte sich der Aktionsradius von offener Gewaltanwendung bis zu den raffinierten Transaktionen des ungleichen Tauschs und getarnter Schwarzmarktoperationen. Das wert- und mengenmäßige Volumen dieser ungleichen Transfers wurde ziemlich genau registriert und – abgesehen von den Devisenplünderungen sowie den Besatzungskosten und Lieferungen an die in den Feindstaaten stationierten Wehrmachteinheiten – auf die deutschen Schuldenkonten überschrieben. Allein auf der für die Bilanzierung der Verrechnungsabkommen zuständigen

⁷ Sie können zusammen mit den wichtigsten Denkschriften und Vermerken aus der Planungsperiode Juni bis August nachgelesen werden in: BAK, R 2/230, R 7/592; BAP, Deutsche Reichsbank, Nr. 6528.

Deutschen Verrechnungskasse beliefen sich die deutschen Warenschulden gegen Kriegsende auf etwa 35 Milliarden Reichsmark. Ihnen stand auf der binnenwirtschaftlichen Bilanzseite der Rüstungskosten zuletzt ein Überhang an ungedeckter Kaufkraft gegenüber, der schon 1943 auf etwa das Zehnfache der Auslandsschulden geschätzt wurde. Dem den ungleichen Partnern des „europäischen Großwirtschaftsraums“ aufgebürdeten außenwirtschaftlichen Schuldenberg stand somit ein riesiges binnenwirtschaftliches Schuldengebirge gegenüber, und an diesen beiden Polen kristallisierten sich seit 1942/43 jene entscheidenden Krisenbrennpunkte heraus, die die skrupellose Einseitigkeit der Nachkriegsplanungen von 1940 zunehmend enthüllten.

Je mehr die praktische Handhabung ihrer Grundsätze den Krieg wirtschaftspolitisch zu verlängern half, desto größer wurden dabei die auf das Kriegsende hinausgeschobenen Hypothesen der Nachkriegsplanung, und desto gravierender stellte sich die Frage, wer letzten Endes für sie geradestehen sollte. Die angesichts des steigenden Rüstungskonsums immer größer werdende Kluft zwischen volkswirtschaftlicher Wertschöpfung und Kaufkraftentwicklung zerrüttete das Währungs- und Finanzsystem. Der Wert der „Leitwährung“ Reichsmark fiel ins Bodenlose. Es gab aber keine Möglichkeit, ihren Verfall innerhalb des deutschen Herrschaftsbereichs zu quantifizieren. Er wurde vielmehr mit Hilfe der finanz- und geldpolitischen Hebel des Kriegszielprogramms von 1940 so übergewälzt, daß er lediglich in den besetzten Gebieten eine offene Hyperinflation auslöste und im Reichsgebiet durch immer rigoroser greifende Preiskontrollen und Rationierungsmaßnahmen „zurückgestaut“ wurde. Dennoch markierten die Flucht in die Sachwerte und die Entstehung von Schwarzmärkten auch im binnenwirt-[60:]schaftlichen Bereich zunehmend die äußersten Belastungsgrenzen des Ressourcentransfers für den Rüstungsapparat und die Kriegführung. Gleichwohl wurde mit Hilfe eines verfeinerten Krisenmanagements die Funktionsfähigkeit der NS-Diktatur verlängert, wobei sich vor allem im Handelsverkehr die Operationsskala immer stärker polarisierte: die Plünderung der ost- und südosteuropäischen Ressourcen wurde in dem Maß intensiviert, wie sich die Hoffnungen auf den kolonialwirtschaftlichen „Ergänzungsraum“ Afrika zerschlugen und die Eigeninteressen der „neutralen“ Wirtschaftspartner (vor allem Schweden und Schweiz) respektiert werden mußten. Gerade im Angesicht des makabren praktischen „Erfolgs“ der Nachkriegsplanungen von 1940 wurde deutlich, daß ihre wirtschaftspolitischen Eckpfeiler grundsätzlich in Frage gestellt werden mußten, sobald ihr politisch-militärisches Durchsetzen ins Wanken geriet. In einem solchen Fall kam alles darauf an, das deutsche Wirtschaftspotential von dem sich abzeichnenden Fiasko des politisch-militärischen Regimes abzukoppeln, zugleich aber im Interesse des Überlebens der Wirtschaftssphäre diesem alle Folgekosten aufzubürden.

IV

Der Augenblick für eine grundsätzliche Infragestellung der bisherigen Nachkriegspläne war im Spätsommer 1943 gekommen, genau zu jenem Zeitpunkt, als die deutsche Kriegsmaschine an der sowjetischen Hauptfront endgültig in die strategische Defensive geriet. Denn wenn der militärisch-politische Faktor der ökonomischen Kostenüberwälzung nicht mehr sicher funktionierte, dann konnten die systemimmanenten Krisensprengsätze der zur Wirtschaftspraxis gewordenen Nachkriegsszenarien nicht mehr länger heruntergespielt werden.

Im Gegensatz zu 1940, wo ja die Überlebensstrategien der Vorkriegszeit nur im Hinblick auf einen siegreichen Nachkrieg systematisiert worden waren, begann nun eine Periode des trial and error. Berufene und unberufene Instanzen meldeten sich zu Wort, um die bisherige Ausbeutungspraxis so zu mäßigen, daß die wirtschaftlichen Führungseliten der entwickelten besetzten Länder und Südosteuropas sich zu einer intensivierten Zusammenarbeit mit der NS-Diktatur bereit fanden. Das Auswärtige Amt reaktivierte seine Zollunionspläne und proklamierte einen antikommunistisch-antisowjetischen „europäischen Staatenbund“. Im Dunstkreis des Mitteleuropäischen Wirtschaftstags und der I. G. Farben entstanden Szenarien, in denen sich vertrauensbildende Offerten an die südosteuropäischen Diktaturen mit einem antizyklischen europäischen Stabilisierungsprogramm (Einführung einer europäischen Einheitswährung und einer europäischen Wie-[61:]deraufbaubank) kombinierten. Eine südwestdeutsche Professorengruppe („Arbeitsgemeinschaft Erwin von Beckerath“) forderte die Abkehr vom Wirtschaftsdirigismus und die Rehabilitation der freien Unternehmerinitiative im Rahmen eines

rigoros neoliberalen Austeritätsprogramms. Diesen Tendenzen standen recht heterogene Nachkriegsprogramme der bürgerlichen Opposition gegenüber: Sie forderte den offenen Bruch mit der politischen Spitze der NS-Diktatur, um das deutsche Wirtschaftspotential in ein antisowjetisches Bündnis mit den westlichen Partnern der Antihitlerkoalition hinüberzuretten. Innenpolitisch einigten sie sich schließlich auf einen vollbeschäftigungsorientierten Sozialpakt mit einer einheitsgewerkschaftlich-reformorientierten Arbeiterbewegung. Alle diese Initiativen scheiterten daran, daß sich ihnen die wirtschaftlichen Machtzentren verweigerten und nach dem Fiasko des halbherzigen Staatsstreichversuchs vom 20. Juli 1944 die Zerstörung der ihnen vorgebauten „Reformbrücken“ teilweise passiv hinnahmen und teilweise auch aktiv unterstützten.

Stattdessen kam es zunächst zu einer Radikalisierung der Nachkriegsplanungen von 1940/41, die lediglich den Erfordernissen der strategischen Defensive angepaßt wurden. Im Planungsamt des Reichsministeriums für Rüstung und Kriegsproduktion wurde eine „Europa-Konzeption“ entwickelt, mit deren Hilfe die binnenwirtschaftlichen Strukturbrüche zwecks „totaler“ Steigerung des Rüstungspotentials auf das nunmehr zur „Festung“ erklärte Europa übertragen wurden. Noch einmal gelang es, die kollaborationsbereiten und am Rüstungsboom einseitig profitierenden kontinentalen Großunternehmen einzubinden, großangelegte Auftragsverlagerungen in die Nachbarländer vorzunehmen und das Importvolumen zu steigern. Unter der Regie Hans Kehrls nahm Ende 1943 ein „Europa-Kreis“ seine Tätigkeit auf.⁸ Die Spitzenvertreter aus Wirtschaft und Finanz wurden als „Länderbeauftragte“ tätig, um noch ungenutzte Wirtschaftskapazitäten ausfindig zu machen, die wirtschaftspolitische Effizienz der Besatzungspolitik vor allem in Südost- und Osteuropa zu steigern und die unter verstärkten alliierten Druck geratenen „neutralen“ Wirtschaftspartner bei der Stange zu halten. Den Hintergrund dieser radikal praxisorientierten Akutplanungen bildete die Utopie, die „Festung Europa“ unangreifbar zu machen und ausgehend von einem europaweit reorganisierten Rüstungsverbund eine auf den Nachkrieg betrogene Wirtschaftsplanung zu zimmern, die durch einen rigoros effizient orientierten technisch-innovativen „Amerikanismus“ geprägt war. Als Vorbild dienten dabei die „kontinental“ geschaffenen deutschen (Kontinentale Öl AG, Phrix-Konzern) sowie „kontinental“ reorganisierten ausländischen Konzernniederlassungen, die sich um den Preis einer ihre Strukturen und Eigentumsverhältnisse weitgehend [62:] unangetastet lassenden Feindvermögensverwaltung erstaunlich weit auf die Vorgaben des Planungsamts einließen (General Motors, ITT, Ford, Unilever).⁹

Komplementär dazu entwickelten die Außenwirtschaftsabteilungen der dem Planungsamt zuarbeitenden Industriekonzerne, der Wirtschaftsgruppen und der Großhandelsunternehmen ein ausschließlich exportorientiertes Nachkriegsprogramm. Sie demonstrierten auf diese Weise eine auf den ersten Blick merkwürdig gespalten wirkende Loyalität, die aber hinter dem Schein oftmals erbitterter Kontroversen durchaus realitätstüchtig war: Rüstungspolitisch mußte die „Festung Europa“ so lange wie möglich gehalten werden, um Zeit für eine letztlich nur außenwirtschaftlich konsolidierbare Nachkriegsperspektive zu gewinnen und die ökonomische Verflechtung vor allem mit den entwickelten europäischen Volkswirtschaften politisch irreversibel zu machen. Hinzu kam die Absicht, die Übertragung der durch die Rüstungstechnokraten vorangetriebenen Strukturbrüche auf die Nachkriegszeit zu begrenzen und die sich in der „europäischen Produktionsplanung“ abzeichnende Aushöhlung des Privateigentums wieder rückgängig zu machen. Die Außenwirtschaftsplanung gewann die Bedeutung eines strukturellen Gegengewichts und sollte den Weg zurück zur „freien Unternehmerinitiative“ offenhalten. Dabei kam es zu einem nicht immer friktionslosen Bündnis mit den strukturellen Verlierern der Kriegs- und Rüstungswirtschaft, vor allem der Konsumgüterindustrie und dem Handelskapital.

Als institutioneller Konzentrationspunkt dieser Komplementärstrategie profilierte sich das Reichswirtschaftsministerium, das Ende 1943 eine neue, von Repräsentanten des Handelskapitals dominierte Grundsatzabteilung erhielt und auch außenwirtschaftspolitisch reorganisiert wurde. Hier sammelte sich seither die wirtschaftspolitische Kompetenz für eine Abwehr des „Amerikanismus“ des Planungsamts und für die Durchsetzung akuter Exportinteressen zur Verankerung bei den

⁸ Vgl. BAK, R 3/1941.

⁹ Umfangreich dokumentiert in: BAK, R 87 und Nachlaß Westrick.

Führungsgruppen der neutralen Staaten. Als erklärtes Gegengewicht gegen Kehrls „Europakreis“ entstand im März 1944 ein „Arbeitskreis für Außenwirtschaftsfragen“, der den involvierten Unternehmen und Wirtschaftsverbänden den ihnen gebührenden Einfluß auf die Außenwirtschaftspolitik der Nachkriegszeit sichern sollte.¹⁰

Unter umgekehrten Vorzeichen ging es auch hier zunächst darum, den militärischen Gewaltapparat auf jene Krisenzonen innerhalb des brüchig gewordenen [63:] „europäischen Wirtschaftsraums“ zu konzentrieren, in denen vitale deutsche Wirtschaftsinteressen gefährdet waren (Italien, Rumänien, Ungarn, Finnland usw.). Weitaus gewichtiger waren jedoch die Bemühungen um eine Absicherung akuter Exportinteressen, die der Rüstungsmaschinerie abgetrotzt werden mußten, um den seit dem Sommer 1943 verstärkt in Gang gekommenen „wilden“ Kapitalexport in die immer wichtiger gewordenen „neutralen“ Segmente der deutschen Herrschaftssphäre zu systematisieren und zu verstärken. Dabei waren die Promotoren der Export-Lobby erstaunlich erfolgreich. Als sich jedoch bei ihnen im Schulterschluß mit den hinzugestoßenen Nachkriegsplanern des Mitteleuropäischen Wirtschaftstags, der Großbanken und der I. G. Farben die Tendenzen verstärkten, das bisherige Gesamtmodell des „europäischen Großwirtschaftsraums“ taktisch an die globalen Nachkriegsplanungen der Amerikaner und Briten (Keynes- und White-Plan) anzupassen, wurden sie von ihren im Reichswirtschaftsministerium inzwischen fest verschanzten handelskapitalistischen Partnern zurückgestutzt. Die begonnenen Grundsatz- und Währungsdebatten wurden gestoppt, und lediglich eine Analyse der zu erwartenden Nachkriegsentwicklungen auf dem Roh- und Ersatzstoffgebiet wurde zugelassen und auch bis Februar/März 1945 abgeschlossen.

Dieses Ereignis vom Herbst 1944 zeigt deutlich, daß die strukturellen Verlierer der durch den Rüstungsboom an die Wand gedrängten volkswirtschaftlichen Konsum- und Verteilungssphäre nun ebenfalls eine politische Plattform gefunden hatten, von der aus sie ihre auf den Nachkrieg projizierten Überlebensinteressen zu artikulieren begannen. Dabei hatten die Vordenker der Konsumgüterindustrie und des Handelskapitals jedoch einen schweren Stand. Der Verlust immer größerer Besatzungsgebiete, auf die sie bislang ausgewichen waren und sich als Organisatoren der mehr oder weniger gewaltsamen Ressourcenmobilisierung nützlich gemacht hatten, traf sie zu einer Zeit, in der sie auch binnenwirtschaftlich zunehmend dem Primat der „totalen“ Rüstungsmobilisierung Tribut zollen mußten. Sie mußten sich deshalb darauf beschränken, vor allem grundsätzliche Argumente der Wirtschaftspolitik zur Legitimation ihrer Überlebensstrategien ins Feld zu führen. Ihre überwiegend im sicherheitspolizeilichen Apparat verankerten Vordenker rekurrten infolgedessen auf das mittelständische Unternehmertum des Familienbetriebs als Schlüssel und Zielpunkt einer jeglichen wirtschaftspolitischen Neuordnung. Dem Wirtschaftsdirigismus des Speer-Kehrlschen Apparats und der Anonymität der großen Konzernkonglomerate wurde ein neoliberales Nachkriegsmodell entgegengesetzt und mit den sozialdarwinistischen Zielvorstellungen einer „völkischen Wiedergeburt“ verzahnt.¹¹ Unter [64] diesen Voraussetzungen sollten Handel und Konsumgüterindustrie unmittelbar nach Kriegsende mit dem Dirigismus der „gelenkten“ Wirtschaft brechen und eine umfassende Reprivatisierungswelle in Gang bringen. Für dieses Ziel wurden umfassende Forschungsprojekte vor allem zur Entflechtung des Großkapitals und zur endgültigen Ausschaltung seiner internationalen Verankerungen in die Wege geleitet. Die Grundsatzabteilung des Reichswirtschaftsministeriums profilierte sich als Ausgangspunkt einer faschistisch erneuerten „Wirtschaftsordnung“, und ihre Exponenten träumten vom Aufstieg zu einem veritablen Ministerium für Wirtschaftsforschung. Bei diesen Absichtserklärungen und Vorarbeiten blieb es. Mit ihren autoritär-neoliberalen Nachkriegsvorstellungen sind die um Otto Ohlendorf gescharten Wirtschaftspolitiker nie über die Rolle von Juniorpartnern hinausgekommen¹², die den sich geschickt anpassenden und ebenfalls zunehmend um die

¹⁰ Vgl. BAK, R 11/104a, R 12 I/230, R 13 XV/68.

¹¹ Dieses Konzept wurde Anfang Dezember 1944 auf einer „Soziologenbesprechung“ erarbeitet, zu der Otto Ohlendorf in seiner Eigenschaft als Leiter der Grundsatzabteilung des Reichswirtschaftsministeriums eingeladen hatte.

¹² In dieser Hinsicht geht Ludolf Herbst, der den Einfluß dieser mittelständisch-sicherheitspolizeilichen Fraktionsbildung auf die wirtschaftspolitische Nachkriegsplanung überschätzt, in seiner ansonsten verdienstvollen Studie entschieden in die Irre: Ludolf Herbst, Der Totale Krieg und die Ordnung der Wirtschaft. Die Kriegswirtschaft im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und Propaganda 1939-1945, Stuttgart 1982, S. 276 ff., 387 ff.

Existenzsicherung des Privatkapitals besorgten Nachkriegsplanern des industriellen Großkapitals den Rücken freihielten.

Tatsächlich rückte die Reichsgruppe Industrie (RI) seit dem Frühjahr 1944 immer stärker als Vorreiter einer grundsätzlichen Revision der bisherigen Nachkriegsplanungen in den Vordergrund. Ihre Hauptgeschäftsführung und ihr Engerer Beirat befanden sich dabei von vornherein in einer günstigen Ausgangsposition, weil ihre Vertreter in allen bislang skizzierten Planungszelltreu präsent waren. Anhand der aus dem Planungsamt, dem Arbeitskreis für Außenwirtschaftsfragen, der Großbankengruppe und dem MWT-I. G. Farben-Komplex bezogenen Insiderinformationen und Memoranden konnte die RI-Spitze unschwer nachvollziehen, wie die komplementären Bemühungen um eine rüstungs- und außenwirtschaftsorientierte Fortschreibung des bisherigen Nachkriegsprogramms an ihre Grenzen stießen. Es lag daher nahe, stillschweigend einen Kurswechsel vorzunehmen und das Problem eines künftigen Übergangs zur Friedenwirtschaft von den bisherigen wirtschaftspolitischen Vorgaben und Zugzwängen abzugrenzen. Als einzige machtpolitische Prämisse blieb zunächst die Annahme bestehen, daß es unabhängig vom Kriegsausgang innerhalb des Reichsgebiets eine souveräne politische Zentralgewalt geben würde, die in der Lage war, die Grundlinien eines Demobilisierungs- und friedenswirtschaftlichen Konsolidierungsprogramms in wirtschaftspolitische Praxis zu übersetzen. Ansonsten wurden zum ersten Mal die [65:] Grundsatzörterungen von den unlösbar gewordenen Zugzwängen der sich überstürzenden Ereignisse abgetrennt.

Die Planungen der Reichsgruppe Industrie begannen in einem diskreten und bescheidenen Rahmen. Ihr institutionelles Zentrum war ein im Frühjahr 1943 in Nürnberg gegründetes Institut für Industrieforschung, das im Mai 1943 erstmals mit einem Dreijahresetat ausgestattet worden war.¹³ Ihm stand der kurz zuvor aus einem anderen Wirtschaftsinstitut hinausgeworfene Ludwig Erhard vor, ein Schwager des RI-Hauptgeschäftsführers Karl Guth. Erhard verfaßte für die RI-Spitze bis zum März 1944 ein umfangreiches Gutachten über „Kriegsfinanzierung und Schuldenkonsolidierung“, wobei es ursprünglich nur darum gegangen war, zwei in der wissenschaftlichen Diskussion einflußreich gewordene Extremmeinungen zur langfristigen Konsolidierung der inzwischen auf etwa 400 Milliarden RM aufgelaufenen Kriegsschulden in ihre Schranken zu weisen, weil sie die Nachkriegsautonomie des Privatkapitals gleichermaßen herausforderten: In der „optimistischen“ Prognose wurde es für unbedenklich gehalten, das deutsche Wirtschaftspotential bis zur völligen Erschöpfung für den Rüstungskonsum zu mobilisieren, weil die Finanzierungsprobleme rein technischer Natur wären und die Probleme des Kaufkraftüberhangs nur durch das absolute physische Existenzminimum der Bevölkerung begrenzt würden; im krassen Gegenteil dazu gedachten die Vertreter des „pessimistischen“ Lagers einen erheblichen Teil der Sachvermögen zur Konsolidierung heranzuziehen, womit natürlich der Weg zu einer selbstfinanzierten wirtschaftlichen Rekonstruktionsperiode ebenfalls verbaut gewesen wäre.¹⁴ Erhards Aufgabe war es nun, gangbare Alternativen aufzuweisen. Er fand eine überraschende Lösung: Die Kriegsschulden sollten auf den Staat als Alleinschuldner übertragen und so liquidiert werden, daß sie die bis zum Kriegsende akkumulierte Kapital- und Sachvermögenssubstanz intakt ließen. Um dies politisch-technisch zu bewerkstelligen, schien es erforderlich, den Übergang zum Nachkrieg in drei streng unterschiedene Phasen aufzuteilen. In der unmittelbaren Demobilisierungsperiode sollten unter Zuhilfenahme des intakt bleibenden kriegswirtschaftlichen Lenkungsapparats alle noch vorhandenen Reserven zur Wiederherstellung normaler Proportionen zwischen den beiden volkswirtschaftlichen Hauptabteilungen mobilisiert und die zurückkehrenden Soldaten auf Kosten der Fremd- und Zwangsarbeiter in den Produktionsprozeß reintegriert werden. War auf diese Weise ein akzeptables Sozialprodukt gesichert, dann konnten [66:] die Operationen zur Überwälzung und Annullierung der Kriegsschulden beginnen, und war auch diese Etappe absolviert, dann sollte die Privatwirtschaft mit einer konsumgüterorientierten Rekonstruktionsperiode durchstarten.

¹³ Als Finanzier fungierte die vom Siemens-Konzern und dem Engeren Beirat der RI gegründete „Förderergemeinschaft der deutschen Industrie“, die das Institut zunächst für drei Jahre mit jeweils 150.000 Reichsmark ausstattete.

¹⁴ Die beiden Kontrahenten waren der die Forschungsstelle für Wehrwirtschaft bei der Vierjahresplanbehörde leitende Otto Donner und der an der Wiener Hochschule für Welthandel lehrende Wirtschaftswissenschaftler Robert Noell von der Nahmer.

Um dieses rigorose Alternativmodell zu evaluieren, gründete der stellvertretende RI-Vorsitzende und Generaldirektor des Salzdettfurth-Konzerns Rudolf Stahl im Mai 1944 einen „Kleinen Kreis“, in den zunächst ein keynesianisch orientierter Nachkriegsplaner der Großbanken (Günter Keiser) und ein in der Abteilung für Wirtschaftsbeobachtung der Reichswirtschaftskammer tätiger Experte für Fragen der Volkswirtschaftlichen Bilanzrechnung (Gerhard Grönig) kooptiert wurden. Der „Kleine Kreis“ stimmte den grundsätzlichen Vorgaben Erhards zu, korrigierte jedoch ihre Vorgehensweise und ihre finanz- und budgetpolitischen Annahmen entscheidend. Damit lag etwas völlig Neues vor: ein Programm, das ausschließlich der Überlebensstrategie des Privatkapitals gewidmet war und unter dieser obersten Priorität die wirtschaftspolitischen Rahmendaten zugunsten des Übergangs zu einer krisenfreien und vollbeschäftigungsorientierten Friedenswirtschaft veränderte. Während sich der „Europakreis“ und der „Arbeitskreis für Außenwirtschaftsfragen“ im Verlauf der im August 1944 einsetzenden finalen Defensivphase des NS-Imperialismus verschlissen, konnte sich der Engere Beirat der Reichsgruppe Industrie auf ein solides und von den sich abzeichnenden Zusammenbruchsperspektiven freies Übergangsprogramm verständigen. Unter der Regie Stahls konsolidierte sich jetzt ein neuartiger Planungsverbund, der zudem unter dem Schutzschild der handelskapitalistisch-sicherheitspolizeilichen Juniorpartner vor Interventionen seitens der politischen Macht geschützt war. Der „Kleine Kreis“ wurde um die Hauptabteilungsleiter der Reichsgruppe Industrie und einige externe Experten erweitert und gründete ein knappes Dutzend Arbeitskreise, in denen alle wesentlichen Übergangsprobleme erörtert wurden. Als Resonanzboden und Impulsgeber wirkte zusätzlich ein Sachverständigenausschuß großindustrieller Manager, der weitgehend mit dem Engeren Beirat der Reichsgruppe Industrie identisch war. Angesichts dieses homogenen Rahmens und der in jeder Hinsicht optimalen Planerkapazität konnte in aller Ruhe der Zeitpunkt abgewartet werden, zu dem es opportun schien, sich auch der letzten machtpolitischen Loyalitäten zu entledigen und sich im Vorgriff auf die *deditio* an den für die eigenen Überlebensinteressen genehmsten Partner der Antihitlerkoalition, die USA, anzulehnen.

[67:]

V

Bevor es dazu kam, mußte jedoch eine überraschend schmerzhaft und schwierige Notstands- und Übergangsphase absolviert werden. Dies wurde dadurch nötig, daß die Antihitlerkoalition allen Erwartungen zum Trotz bis zum Zeitpunkt der deutschen militärischen Kapitulation intakt blieb. Seit Januar/Februar 1945 wurde den Nachkriegsplanern der Reichsgruppe Industrie klar, daß ihre einzige machtpolitische Prämisse, das Fortbestehen einer souveränen zentralen Reichsgewalt, hinfällig war. Vielmehr würden die alliierten Sieger Deutschland militärisch besetzen und in mehrere Besatzungsgebiete aufteilen. Dies begünstigte den Entscheidungsprozeß zugunsten der USA und in zweiter Linie Englands, löste einen umfassenden Exodus der zentralen Wirtschaftsbürokratien und Verbandsspitzen in die künftigen Westzonen aus und führte zu umfassenden Requiriments auf der Ebene der Einzelunternehmen. Infolgedessen mußten die Abschlußarbeiten an einer gesamtwirtschaftlich orientierten Konzeption abgebrochen werden, denn nun ging es vorrangig um das akute Hinüberretten der unmittelbaren Kapitalsubstanz in den Nachkrieg. Hektische Personalrequiriments wurden eingeleitet. Führungsstäbe wurden in Marsch gesetzt, um die durch die Leitungsetagen der Unternehmen geisternde Parole des „Go West“ mit Substanz zu füllen und alles, was irgendwie an Vermögenswerten, technischem Know-how und Anlagen mobilisierbar war, in die Westzonen abzutransportieren. Diese praktische Vorwegnahme des Kalten Kriegs nahm gespenstische Ausmaße an. Die Konzernleitungen ließen nichts unversucht, um als „Ordnungszellen“ des künftigen Wiederaufbaus intakt zu bleiben und ihre zu „Stammebelegschaften“ aufgewerteten Angestellten und Arbeiter bei der Stange zu halten.

Auf diese hektische Übergangsperiode, die in vielen Fällen bis zum Herbst 1945 andauerte, folgte ein zweites Purgatorium, das die Validität der ökonomischen Nachkriegsplanungen einem ausgesprochenen Härte-test aussetzte. Wenn sich auch die Voraussage Gunnar Myrdals, die Antihitlerkoalition werde unmittelbar nach der deutschen Kapitulation auseinanderbrechen¹⁵, weitgehend bewahrheitete

¹⁵ Vgl. Gunnar Myrdal, *Warnung vor Friedensoptimismus* (1944), Zürich 1945.

so setzten die Nürnberger Prozesse, die die wirtschaftspolitischen Strategien der NS-Diktatur und mit ihnen auch die Vorstandsspillen einiger Großunternehmen einem unzweideutigen juristischen Verdikt unterwerfen, doch eine Zäsur. Zwar vermochten die Wirtschaftsverbände und die wirtschaftspolitischen Mittelinstanzen in den Westzonen ohne Kontinuitätsbrüche zu überleben, und 1948 gab der nun in seine erste kritische Phase eingetretene Kalte Krieg den Nachkriegsplanern in Gestalt der westzonalen Währungsreform einen erheblichen Teil ihrer Handlungsautonomie zurück. Weitere Integrationschritte erlebte die planerische Kompetenz kurze Zeit später im Rahmen des Marshallplans, der den [68:] in der zweiten Phase des RI-Nachkriegsprogramms vorgesehenen Abbau der Bewirtschaftungsmaßnahmen ermöglichte. Aber trotz der inzwischen vollzogenen Spaltung Deutschlands wollten die Wunden, die der deutsche Faschismus ja auch dem europäischen Westen und selbst den USA geschlagen hatte, nicht verheilen. Noch das Londoner Schuldenabkommen von 1953 behandelte die deutschen Vertragspartner als mißtrauisch beäugte Juniorpartner, die sich freilich als Bollwerk im inzwischen konstituierten 50jährigen Kalten Frieden längst unersetzlich gemacht hatten. Nur auf lange Sicht kann von einer erfolgreichen Kontinuitätsstiftung gesprochen werden. Sie war darauf gegründet, daß die deutschen Nachkriegsplanungen in der zweiten Phase der strategischen Defensive der NS-Diktatur einen erheblichen Zuwachs an Realitätstüchtigkeit zu verbuchen hatten. Es handelt sich jedoch um eine Kontinuität, die durch erhebliche und für die verantwortlichen Akteure recht schmerzhaft Zäsuren relativiert wurde. Es sind noch ausgedehnte Forschungen erforderlich, um jenes komplizierte Wechselspiel von Kontinuität und Bruch herauszuarbeiten, das die Rettung der erheblich gewachsenen Kapitalsubstanz erst nach einem knappen Jahrzehnt zum definitiven Ergebnis hatte.¹⁶

VI

Eine letzte Bemerkung über ein im Gegensatz zum Kontinuitätsproblem noch völlig unerforschtes Problemfeld: die Bedeutung der historisch-kritischen Rekonstruktion der deutschen Nachkriegsplanungen für die Imperialismustheorie. Während selbst die bedeutsamsten westdeutschen Beiträge zu dieser Thematik ohne jeden Bezug zu einem wie auch immer definierten theoretischen Rahmen daherkommen und deshalb gegenüber den entscheidenden wirtschaftstheoretischen Fragen „blind“ bleiben, haben sich die Autoren der DDR-Untersuchungen mehr oder weniger weitgehend auf die Leninsche Imperialismustheorie gestützt. Den sich aus der Spannung von Theorie und Quellenempirie anbietenden Deutungsrahmen haben sie jedoch nicht konsequent genutzt. Das empirische Material, das sie in ihren historischen Analysen aufhäufte, widersprach in mancher Hinsicht den axiomatischen Prämissen, ohne daß die darin angelegte produktive [69:] Herausforderung zu einer Infragestellung oder Weiterentwicklung der Theorie geführt hätte. Heute, wo wir das Quellenmaterial umfassend überblicken und dazu noch die umfangreichen Provenienzen aus Washington, London und Paris mit den in ihnen enthaltenen Untersuchungen linkskeynesianisch verorteter Besatzungsoffiziere mit ihren teilweise aufschlußreichen wirtschaftstheoretischen Schlußfolgerungen hinzuziehen können, sollte dieses Defizit endlich zur Diskussion gestellt werden. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß wesentliche Ansätze der Leninschen Imperialismustheorie durch die Evidenz der in den Nachkriegsplanungen der 1940er Jahre enthaltenen wirtschaftspolitischen Fakten fragwürdig geworden sind. Der Leninsche Ansatz war durch die Harmonisierungsthese bestimmt, d. h. durch die Annahme, daß das kapitalistische System trotz aller Disproportionalitäten zu einer gleichgewichtigen Reproduktion befähigt sei. Der ihm eigene Expansionismus konnte in der Leninschen Theorie deshalb nur durch den Monopolisierungsprozeß der Einzelkapitale und eine dadurch auch auf die volkswirtschaftlichen Rahmenbedingungen („staatsmonopolistischer Kapitalismus“) übertragene innerimperialistische Konkurrenz nationaler oder übernationaler Blockbildungen erklärt werden. Entsprechend diesem Ansatz haben viele DDR-Historiker sich darauf beschränkt, im Kontext der Analyse der

¹⁶ Vgl. hierzu die verdienstvollen Vorarbeiten aus der Umgebung des Bochumer Wirtschaftshistorikers Dietmar Petzina: Werner Plumpe. Vom Plan zum Markt. Wirtschaftsverwaltung und Unternehmensverbände in der britischen Zone, Düsseldorf 1987; Ders., Politische Zäsur und funktionelle Kontinuität: Industrielle Nachkriegsplanungen und der Übergang zur Friedenswirtschaft 1944-1946, in: 1999 (7), 1992, H. 4, S. 11-37; Michael Brackmann, Vom totalen Krieg zum Wirtschaftswunder. Die Vorgeschichte der westdeutschen Währungsreform 1948, Essen 1993.

Nachkriegsplanungen die besondere Aggressivität der Monopolunternehmen und der ihnen zugeordneten Verbände sowie staatsmonopolistischen Apparate herauszuarbeiten, wobei sie sich im wesentlichen auf die industriellen Produktionssektoren konzentrierten. Dadurch wird zwar die Aggressivität der Nachkriegsplanungen in vielen Teilbereichen zutreffend herausgearbeitet und beschrieben, aber es fehlt ein umfassender und die Erscheinungsebene durchdringender Blick auf die tatsächlichen Ursachen und Triebkräfte.

Demgegenüber ist von der Tatsache auszugehen, daß alle Kapitalgruppen und Kapitalformen (Industrie, Großbanken und Handel einerseits und die mit ihnen verflochtenen Wirtschaftsbürokratien andererseits) expansionistische Nachkriegsplanungen vertraten, und daß dabei die nichtmonopolisierten strukturellen Verlierer oft weitaus aggressiver agierten und planten als die im Vergleich dazu eher gemäßigt-revisionistischen Chefmanager der industriellen Konzernkonglomerate. Des weiteren erscheint es eher erkenntnisverhindernd, wenn die komplexen währungs-, finanz- und handelspolitischen Rahmendaten in ihren Beziehungen zu den Einzelkapitalen ausschließlich als Ausdruck einer staatsmonopolistischen Steigerung des Konzentrations- und Expansionsprozesses rubriziert werden. Die deutschen Nachkriegsplanungen stellten einen umfassenden und nur teilweise durch die Konzentrationsproblematik bedingten Versuch dar, die seit den Präsidialkabinetten begonnene Herauslösung des deutschen Wirtschaftspotentials aus der Weltwirtschaft zu vollenden und im Rahmen einer „Großraumplanung“ dieser im Sinn eines kontinuierlich gemachten Ressourcenabzugs wieder überzustülpen. Dabei entwickelten sich komplexe Wechselwirkungen zwischen den allgemeinen volkswirtschaftlichen Rahmenbedingungen, den verschiedenen Gruppierungen des Gesamtkapitals und den jeweiligen Einzelunternehmen. Sie aber müssen, wenn diese empirisch fundiert sein sollen, in einer weiterentwickelten Imperialismustheorie ihren Platz finden. Hier stellt sich in aller Schärfe die Frage nach dem Stellenwert der „externen Ressourcen“ als Vorbedingung einer gewalttätig-realitätstüchtigen imperialistischen Strategie der Krisenüberwindung. Somit hätte eine den historisch-empirischen Erkenntnissen adäquate Imperialismusanalyse vor allem zur Kenntnis zu nehmen, daß der deutsche Kapitalismus real zusammengebrochen war, bevor sich seine Hauptexponenten und Theoretiker auf die Suche nach einer raubkapitalistischen Überlebensstrategie machten: 1931/32 im Ergebnis der durch die Deflationspolitik der Präsidialkabinette verschärften globalen Depressionsfolgen. und erneut 1937/38, weil der Versuch gescheitert war, den weltwirtschaftlichen Partnern im Rahmen ungleicher Wirtschaftsverträge und einer ausufernden Dumping-Politik ständig wachsende Ressourcen zur Kreditierung und Stützung des binnenwirtschaftlich isolierten Vollbeschäftigungs- und Hochrüstungskurses abzuwingen. Hier erscheinen die Ansätze, die Rosa Luxemburg alternativ zu Lenin und den sozialdemokratischen Gleichgewichtstheoretikern in ihrer bekannten Zusammenbruchstheorie entwickelt hat, weitaus naheliegender. Die Re-Nationalisierung der deutschen Wirtschaftspolitik war nach dem Zusammenbruch des durch den Goldstandard zur Deflation und Kredit-einschränkung getriebenen Weltwirtschaftssystems keine Einzelerscheinung in den 1930er Jahren. Ungewöhnlich war dagegen selbst im damaligen internationalen Vergleichsmaßstab – Japan., Italien! – die Kompromißlosigkeit, mit der die deutschen Wirtschaftseliten diesen Renationalisierungsprozeß dazu benutzten, um das von ihnen beherrschte ökonomische Potential unter zunehmend gewaltsamer und systematischer Zuhilfenahme externer Ressourcen in Rüstungskonsum umzuwandeln und in einem veritablen Raubkrieg zu sanieren. Dabei besteht das grundsätzliche Problem darin, daß dieses Programm im Ergebnis einer im letzten Augenblick vollzogenen Anpassung an die zu erwartenden Grundlinien einer global-bipolaren Nachkriegstransformation tatsächlich langfristig „funktioniert“ hat.

Wer über die Nachkriegsplanungen des NS-Imperialismus forscht, sollte auch über die Weiterentwicklung der Imperialismustheorie nachdenken. Es stellt sich die Frage, ob und wieweit es angemessen erscheint, den in Gestalt der deutschen Nachkriegspläne ins Pathologische gewendeten Imperialismus als eine Etappe der Wirtschaftsgeschichte zu begreifen, die sich nach dessen erstem realen Zusammenbruch in der Großen Depression ereignete.

[71:]

Berichte über Veranstaltungen der Gesellschaft

MANFRED STEINKÜHLER

Kapitulation und Befreiung. Ein Konferenzbericht

Die Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung e. V. veranstaltete am 3. und 4. Februar 1995 im Kulturhaus Prenzlauer Berg eine wissenschaftliche Konferenz zu dem Thema „*Kapitulation und Befreiung – Das Ende des II. Weltkriegs in Europa*“. An der Konferenz nahmen neben deutschen Kollegen auch Historiker aus Italien, Österreich und Polen teil. Ihre Beiträge gruppierten sich um die beiden Themenschwerpunkte Kriegsende und Nachkriegszeit und fanden regen und aufmerksamen Publikumszuspruch.

Hieronim Szczegóła (Zielona Góra) eröffnete die Tagung mit einem Beitrag über das Kriegsende in Niederschlesien und den Übergang von der sowjetischen Militär- zur polnischen Zivilverwaltung. Unmittelbar nach Kriegsende hätten sich in Niederschlesien als dem bevölkerungsreichsten Teil Schlesiens 1,5 Millionen Deutsche aufgehalten. Vorbehaltlich der Erschließung aller im Bundesarchiv archivierten Quellen und auch der Auswertung der Lokalpresse sei es nicht möglich, das Vertriebungsverbrechen im Kontext der kurzzeitigen Beziehungen zwischen der deutschen und der polnischen Bevölkerung zu bestimmen. Es habe in diesem Zeitraum auch gute Beziehungen gegeben.

Über die Ereignisse in Stettin zwischen März und August 1945 berichtete *Lars Lamprecht* (Greifswald), der bei dieser Gelegenheit den Band „Stettin-Szczecin 1945-1946. Dokumente“. Rostock 1994, vorstellte. Bei der Einnahme Stettins hätten sich noch vier- bis sechstausend Einwohner in der Stadt aufgehalten, unter denen sich zahlreiche Antifaschisten befunden hätten. Die polnische Stadtverwaltung sei mit der Roten Armee eingetroffen und fast gleichzeitig mit der deutschen installiert worden. Die Einwohnerzahl der Stadt sei durch den Zustrom der Flüchtlinge während des Sommers auf 80.000 Menschen angewachsen. Das erste von der KPD veröffentlichte Dokument habe Enttäuschung über das Verhalten der Roten Armee zum Ausdruck gebracht. Antifaschisten, die die Interessen der deutschen Bevölkerung hätten vertreten wollen, seien nach und nach ausgewiesen worden. Jedoch sei die endgültige Abtretung Stettins erst im September durch den sogenannten Schweriner Vertrag bestimmt worden.

[72:] Im Mittelpunkt der anschließenden Diskussion stand das Verhältnis zwischen Flucht und Vertreibung. Dabei wurde deutlich, daß es zu drei Bewegungen gekommen war: Zunächst hatte es zwischen Januar und März 1945 die Fluchtwelle gegeben, von der die Hauptmasse der Bevölkerung ergriffen worden sei. Davon sei ein Teil nach Beendigung des Krieges zurückgekehrt. Von der Vertreibung sei der geringere Teil der ursprünglichen Bevölkerung betroffen gewesen.

Über die 250.000 bei Kriegsende nach Dänemark evakuierten deutschen Flüchtlinge berichtete *Fritz Petrick* (Greifswald). Dabei stütze er sich auf die jüngst von Henrik Havrehed veröffentlichten Forschungen (Die deutschen Flüchtlinge in Dänemark 1945-1949), Heide 1989). Erst nach und nach konnten diese Flüchtlinge nach Deutschland zurückkehren, da die Besatzungsmächte unter Hinweis auf die zahlreichen, bereits in ihren Zonen befindlichen Flüchtlinge die Aufnahme verweigerten. So zog sich die Rückführung bis 1949 hin. Für die Versorgung dieser Flüchtlinge ist Dänemark durch die Bundesrepublik nicht entschädigt worden.

Martin Moll (Graz) beschäftigte sich mit den sozialgeschichtlichen Folgen des Kriegsendes in Österreich. Die Hauptzerstörungen seien im Osten des Landes, insbesondere in Wien eingetreten. Die Wirtschaft sei insgesamt weit hinter den Stand von 1937 zurückgeworfen worden. Als Folge davon sei eine nivellierte Notstandsgesellschaft entstanden. Die ERP-Hilfe habe dann zu einer ökonomisch untermauerten Ausgrenzung des Kommunismus geführt. Die durch die nationalsozialistische Herrschaft ausgelösten Folgen seien zum Teil erst lange nach dem Krieg zum Tragen gekommen. Unumkehrbare Konsequenzen hätten die Vernichtungsmaßnahmen gehabt. Wirtschaftlich habe sich das Schwergewicht von Ost nach West verlagert. Damit sei eine demographische Verschiebung von zehn Prozent

einhergegangen. Die Gebiete, die man früher als Provinz angesehen hätte, seien entprovinzialisiert worden. Im Falle Österreichs könne dem Nationalsozialismus ein gewisser protomodernisierender Effekt nicht abgesprochen werden.

Brunello Mantelli (Turin) sprach zu dem Thema Italien 1944-1947, eine besondere Mischung von Niederlage, Befreiung und Sieg und ihre Ergebnisse in der Gesellschaft. In den Ereignissen des 25. Juli 1943 hätten sich zwei Staatsstriche vollzogen: ein erster Putsch gegen Mussolini innerhalb der oberen Schichten der Partei und ein zweiter Putsch des Hofes und des Militärs. Die ersteren hätten einen „Faschismus ohne Mussolini“ aufbauen wollen, um nach dem Sturz des Diktators in der Lage zu sein, mit den Westalliierten in Verhandlungen einzutreten. Die letzteren hätten zur Rettung des Königshauses und der Monarchie eine Militärdiktatur vorbereitet, um Italien aus dem Krieg herauszuführen. Nach dem am 8. September geschlossenen Waffenstillstand [73:] sei das Land in zwei Teile verfallen, in den von den Deutschen okkupierten Norden mit der Sozialen Italienischen Republik, die nur eine Variante der Kollaboration gewesen sei, und in den von den Alliierten okkupierten Süden mit der monarchischen Regierung. Im Norden hätte sich noch eine Nebenregierung, der Comitato di Liberazione Nazionale Alta Italia (CLNAI), gebildet, der als Koordinierungsausschuß des sich vor allem seit 1944 verstärkenden Widerstandes fungiert habe. Während sich auf diese Weise im Norden eine antifaschistische Kultur und Mentalität entwickelt hätten, gelte das, in Ermangelung des faschistischen Feindes, nicht für den Süden. Dennoch sei der antifaschistische Widerstand für das Nachkriegsitalien zum identitätsstiftenden Begriff geworden, auf den sich auch während des Kalten Krieges Rechte und Linke immer wieder gemeinsam bezogen hätten. Für viele Italiener sei der Widerstand allerdings zu einem bequemen Alibi geworden, um sich gegenüber der Tatsache zu verschließen, daß Italien im Krieg nacheinander die Rollen von Angreifer, Besatzungsmacht, besiegt, besetztes, Kollaborations- und Widerstandsland gespielt habe.

Almuth Püschel (Potsdam) steuerte aufgrund von Akten der Staatsanwaltschaft Frankfurt/Oder einen durch die dargestellten Lebensgeschichten auch menschlich ergreifenden Beitrag über die deutschen Deserteure bei und rief in Erinnerung, daß dieser Opfergruppe nach wie vor die Rehabilitierung verwehrt werde.

Dietrich Eichholtz und *Klaus Scheel* (beide Berlin) setzten sich mit den wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Aspekten des Kriegsendes in Berlin und Brandenburg auseinander. Während die wirtschaftliche Aktivität und die sich daraus ergebenden Lebensbedingungen in Berlin zunehmend durch die sich verstärkenden Luftangriffe beeinträchtigt wurden, war ab Spätherbst 1944 Brandenburg, wo kriegsbedingt ein Arbeitskräfteüberschuß entstanden war, zum Ziel großangelegter Industrieverlagerungen geworden. Gegen Kriegsende bemühte sich die Rüstungsindustrie vor allem, die KZ-Häftlinge, Juden und Kriegsgefangenen unter den Arbeitskräften loszuwerden, so daß die in der apologetischen Literatur ständig wiederholte Darstellung, wonach die Industrie Menschen gerettet habe, nicht aufrechtzuerhalten sei. Am Ende sei die Lage der auf fast 20 Millionen angewachsenen Bevölkerung so katastrophal gewesen, daß die Befreiung durch die Rote Armee, mehr als alles andere gegolten habe, was mit der Befreiung verbunden gewesen sei.

Als Einleitung des Tagungsteils „Resultate des Krieges – Reversible und irreversible Konsequenzen der Niederlage Deutschlands“ setzte sich *Wolfram Wette* (Freiburg) mit der neuen, dem Begriffspaar „Sonderweg“ und „Normalität“ unterlegten Semantik auseinander. Bis zum Ende der ersten Jahrhunderthälfte habe als „Normalität“ die in den USA, Großbritannien und Frankreich zwischen Industrialisierung und Demokratie hergestellte Einheit gegolten, während die Verbindung von Industrialisierung und autoritärer Entwicklung als „deutscher Sonderweg“ bezeichnet worden sei. Die Bundesrepublik habe [74:] man als Abkehr vom Sonderweg verstanden. Ab 1989/90 sei insofern eine Zäsur eingetreten, als man damit begonnen habe, die Muster grundsätzlich zu überprüfen. Zwar sei kein eigentlicher Bruch eingetreten, es seien aber neue Mischungsverhältnisse entstanden. Man erinnere sich wieder an klassische Vorstellungen von Realpolitik. So solle Deutschlands Rückkehr in den Kreis der Weltmächte durch die Militärpolitik vorbereitet werden. Unter diesem Gesichtspunkt werde jetzt die Zurückhaltung als Sonderweg und die Bereitschaft als das Normale dargestellt. Dieses Verständnis werde für neue Inhalte instrumentalisiert. Der vor zehn Jahren begonnene Historikerstreit

habe war argumentativ einen Sieg der Linken, politisch aber den Sieg der Rechten gebracht. Und genau diese Richtung sei es, in der sich die Politik jetzt bewege.

Bei der Erörterung der Bewertung, die der 8. Mai in der Geschichtsschreibung erfahren habe, erinnerte *Gerhart Hass* (Berlin) daran, daß die DDR den 8. Mai ursprünglich als gesetzlichen Feiertag begangen habe, der in den 60er Jahren aufgegeben worden sei. Über das, was unter Befreiung zu verstehen sei, habe es zahlreiche Debatten gegeben. Ulbrichts Auffassung zufolge seien die Niederlage Deutschlands und der Sieg der Sowjetunion als des geschichtlich Neuen Ausdruck einer Gesellmäßigkeit gewesen. Es habe eine Abfolge gegeben: die Ablösung der faschistischen durch die antifaschistische Herrschaft, während die herrschenden Kräfte in Westdeutschland den 8. Mai lediglich als Unterbrechung betrachteten.

Karl Heinz Roth (Hamburg) stellte die Nachkriegsplanungen in der deutschen Wirtschaft und ihre Umsetzung vor. Bei dichter Quellenlage sei der Forschungsstand bisher lückenhaft geblieben. Als erste hätten die DDR-Historiker sich diesem Aspekt zugewandt. Auf ihre Ergebnisse habe die Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik später aufgebaut. Erste Planungen hätten 1943 nach der Panzerschlacht bei Kursk, der Landung in Italien und den verstärkten Bombardements eingesetzt und sich mit je nach Kriegsverlauf unterschiedlichen Strategien bis Mai 1945 fortgesetzt, als sich die Überlegungen auf eine Notstandsplanung hätten beschränken müssen. Roth wies auf das 1993 erschienene Buch „Vom totalen Krieg zum Wirtschaftswunder“ von Michael Brackmann hin, in dem nachgewiesen wird, daß die westdeutsche Währungsreform von 1948 Kernbestandteil der währungspolitischen Nachkriegsplanung aus der Zeit vor dem 8. Mai 1945 gewesen ist. Träger dieser Planung seien drei soziale Hauptgruppen gewesen: die Unternehmer, die Hauptgeschäftsführer und die wissenschaftlich qualifizierten Intellektuellen. Angesichts der zu erwartenden vollen Besetzung des Landes sei es zum Schluß zu einem Exodus aus der künftigen SBZ und Berlin gekommen. Hilfe habe man sich schließlich nur von den Amerikanern versprochen. Kalkulierter Teil der Planungen seien die Todesmärsche gewesen, durch die die Wirtschaft sich der bei ihnen tätigen Häftlinge und Zwangsarbeiter habe entledigen wollen. Im Übergang vom Krieg zum Nachkrieg habe sich der Kapitalismus als außerordentlich flexibel [75:] erwiesen. Aus der anschließenden Diskussion ist die Information festzuhalten, daß im Jahr 1945 das Bruttoanlageprodukt der deutschen Wirtschaft größer als vor Kriegsbeginn 1939 war. Kommentar: es hatte sich also gelohnt.

Über die Nachkriegsentwicklung Italiens sprach *Enzo Collotti* (Florenz). Entscheidendes Gewicht sei dabei den USA zugekommen. Von ihnen sei die Entfaschisierung am überzeugendsten befürwortet worden. Der Monarchie sei seitens der USA keine Unterstützung zuteil geworden. Infolge des Einflusses sowohl der Katholiken in den USA als auch des Vatikans hätten die Amerikaner bevorzugte Beziehungen zur DC aufgenommen, bei Herstellung einer special relationship mit den Sozialisten. Das Problem hätte in dem Fehlen einer gemäßigten Linken bestanden. Der institutionellen haben keine personelle Diskontinuität entsprochen.

Gerhart Botz (Salzburg) beschrieb die österreichische Entwicklung nach dem 8. Mai 1945. Mit dem Datum verbinde sich der Beginn der erfolgreichen II. Republik, nicht so sehr das Ende des Nationalsozialismus. Die Entnazifizierung sei mittelfristig gescheitert. Erst 1991 habe es das Bekenntnis von Bundeskanzler Vranitzky gegeben, daß Österreich zu allen Daten der Geschichte stehe. Symbole für die Diskontinuität seien die Fahne, die Bundeshymne und das Staatswappen. Die Ermordung der Juden habe einen tiefen kulturellen Einschnitt bedeutet. Die siebenjährige wirtschaftliche Eingliederung in das Reich habe einen folgenreichen Einfluß auf die Strukturen gehabt. Das ehemals deutsche Eigentum sei durch Verstaatlichung gesichert worden. Politisch habe ein ständestaatlicher Grundkonsens fortgelebt. Er finde seinen Ausdruck in 30jähriger großer Koalition mit seiner Sozialpartnerschaft in außerkonstitutioneller, neokorporatistischer Form. Die Frage nach den Kontinuitäten und Diskontinuitäten sei nicht eindeutig beantwortbar. Indessen habe sich ein gefestigtes Österreich-Bewußtsein herausgebildet.

Ryszard Nazarewicz (Warschau) hob den militärischen Beitrag hervor, den polnische Streitkräfte an allen europäischen Fronten zur Zerschlagung des Faschismus erbracht hätten. Er bestritt die These,

wonach Polen aus einem besetzten wieder zu einem besetzten Land geworden sei. Im einzelnen beschrieb er den unter Bürgerkriegsbedingungen beschrittenen Weg des Landes zu neuer Staatlichkeit.

FRITZ PETRICK

Hitlers „Führererlasse“ 1939-1945: Ein neues Editionsprojekt

Wer sich über Hitler, das Dritte Reich und den zweiten Weltkrieg informieren will, scheint aus dem Vollen schöpfen zu können. Bekanntlich liegen einschlägige Darstellungen aller Art, mannigfache Quelleneditionen (z. T. Microfiche) [76:] und spezielle Nachschlagewerke – alle mehr oder weniger voluminös – in Hülle und Fülle vor. Doch der Schein trügt. Der Grazer Historiker Martin Moll hat recht, wenn er – am 12. April 1995 in einer Diskussion mit Angehörigen und Gästen der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung – konstatierte, daß jemand der etwa wissen will, wo Hitler sich an einem bestimmten Tag, in einer bestimmten Woche aufgehalten und mit wem er dort darüber gesprochen hat, lediglich für die Zeit vom Kriegsbeginn bis Ende Dezember 1941 auf ein – noch dazu vorläufiges – Itinerar zurückgreifen kann, das Andreas Hillgruber vor reichlich dreißig Jahren zusammengestellt hat. Und noch schwieriger wird es, wenn jemand etwas über die im einzelnen von Hitler getroffenen Entscheidungen in Erfahrung bringen will. Es liegen bisher nur die ebenfalls vor über dreißig Jahren von Walther Hubatsch gesammelt edierten Weisungen für die Kriegführung vor. Für den gesamten nichtmilitärischen Bereich – das gilt mit gewissen Einschränkungen auch für die Wirtschaft – fehlt eine derartige Quellenedition noch.

Martin Moll arbeitet zielstrebig daran, diesen Mangel für die Kriegszeit zu beheben. Er will alle von Hitler persönlich unterzeichneten Gesetze, Erlasse, Verordnungen, Befehle und Dokumente, soweit sie im Reich und für die annektierten und okkupierten Gebiete „Recht setzten“, erschließen und edieren. Daß er nach gründlichen Recherchen bereits über 600 solcher Rechtssetzungsakte, von denen übrigens über die Hälfte seinerzeit nicht veröffentlicht worden ist, erfassen konnte, läßt die Dimension seines Projekts – wie der Lücke, die damit in der Quellenbasis geschlossen werden soll – erahnen. Nur zum Vergleich: die Zahl der nummerierten Hitler-Weisungen für die Kriegführung beläuft sich bekanntlich auf 75. Moll hat zweifellos weiter recht, wenn er im Hinblick auf die von ihm erfaßten Dokumente erklärte: „Schon die bloße Zahl belegt, daß im Dritten Reich wesentlich mehr Sachfragen durch ein durchaus formalisiertes Verfahren geregelt wurden, als man bisher angenommen hat.“ Auch wenn es dabei um Fragen ganz unterschiedlicher Bedeutung – bis hin zu belanglosen Einzelheiten wie etwa den Hufbeschlag (Gesetz vom 20. Dezember 1940) – geht, bleibt es doch eine höchst bemerkenswerte Tatsache, daß Hitler im Durchschnitt der Kriegsjahre immerhin jeden 3. bis 4. Tag in dieser Form Entscheidungen getroffen bzw. unterschrieben hat. Angesichts dieser Tatsache dürfte übrigens auch die verbreitete Vorstellung vom Verfall der Schriftlichkeit in der Praxis der NS-Diktatur zu modifizieren sein. Jedenfalls wurden schriftlich fixierte Rechtsakte des Diktators nicht überflüssig. Ganz im Gegenteil. Moll gibt zu bedenken, „daß der Krieg konkret die Administration der eroberten Gebiete und die Steuerung der Kriegswirtschaft einen so gigantischen Regelungs- und Handlungsbedarf schufen, daß dieser ohne schriftlich niedergelegte Anordnungen gar nicht zufriedenzustellen war“. Zweifellos wird seine Quellenedition die Forschung stimulieren und – wie er vor allem wünscht – dazu beitragen, „der Diskussion über den Charakter des Führerstaates eine [77:] sichere empirische Grundlage zu verschaffen“. Das war auch die übereinstimmende Auffassung seiner wenn auch kleinen, so doch kompetenten Zuhörerschaft, aus der sich namentlich Klaus Drobisch, Kurt Pätzold, Martin Seckendorf und Manfred Steinkühler (alle Berlin) an der Diskussion beteiligten.

PAUL HEIDER

Deutsche Widerstandskämpfer in den Reihen der Alliierten

Am 7. November 1995 fand in der „Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung e. V.“ eine anregende Gesprächsrunde mit den Herausgebern und Autoren des Buches „Im Bunde mit dem Feind. Deutsche auf alliierter Seite“ statt, die vom Vorstandsmitglied der Gesellschaft, Prof. Dr. Gerhart Hass, moderiert wurde.

Das Buch ist im Dietz Verlag Berlin erschienen und es lag rechtzeitig zum 50. Jahrestag des Kriegsendes und der Befreiung des deutschen Volkes von faschistischer Herrschaft vor. Erstmals werden in einem Buch Deutsche vorgestellt, die in den Streitkräften verschiedener Länder der Antihitlerkoalition oder in bewaffneten Widerstands- und Partisanengruppen dieser Länder mit der Waffe in der Hand für ein neues, besseres Deutschland, für die Befreiung Europas aus der Knechtschaft Nazideutschlands und seiner Kollaborateure der einheimischen Reaktion fochten.

Wenn überhaupt, wurde das Thema in der Historiographie der DDR, wie in der alten BRD, nur selektiv betrachtet. In der DDR bezogen sich entsprechende Darstellungen meist auf die Frontorganisation des Nationalkomitees „Freie Deutschland“, auch auf die Teilnahme Deutscher am Kampf der französischen Resistance oder in Partisanengruppen verschiedener Länder, während der zahlenmäßig vergleichsweise größere Teil derjenigen Deutschen, die am Kampf der britischen oder amerikanischen Streitkräfte teilnahmen, kaum erwähnt worden ist. Deutsche in den Armeen der Westalliierten galten in den Augen der Politbürokratie der SED als Kämpfer auf der Seite des Feindes. Deshalb waren beispielsweise Stefan Heyms „Reden an den Feind“, womit hier die Angehörigen der Wehrmacht gemeint waren, in der DDR erst relativ spät, eben erst 1986 erschienen. In der alten Bundesrepublik wurden diejenigen, die in sowjetischer Gefangenschaft im NKFD und im „Bund Deutscher Offiziere“ mitgewirkt hatten, lange Zeit generell als Landesverräter verurteilt, aber auch denen, die auf der Seite der westlichen Alliierten, ob in Uniform oder Zivil, mit oder ohne Waffe, unter Einsatz ihres Lebens den Durchhaltestrategen der Wehrmacht versuchten Paroli zu bieten, wurde nicht selten patriotische Gesinnung abgesprochen. So gesehen schließt das Buch eine Lücke in der zahlreich vorhandenen Widerstandsliteratur.

[78:] Prof. Dr. Stefan Doernberg, 1924 geboren, selbst Offizier der Roten Armee und bekannter Historiker der DDR, längere Zeit im diplomatischen Dienst tätig, erläuterte die Überlegungen der Herausgeber des Bandes. Die Idee zu diesem Buch war im „Verband Deutscher in der Resistance, in den Streitkräften der Antihitlerkoalition und der Bewegung ‚Freies Deutschland‘ e. V.“ (DRAFD) entstanden, weil das gewählte Thema so nicht belegt war und es mit dem ureigensten Anliegen des Verbandes übereinstimmt. Einleitungen zu den Kapiteln führen in die Thematik ein, beeinträchtigen aber nicht die subjektive Sicht der Autoren, die mit Erinnerungsberichten – sei es aus archivalischer Hinterlassenschaft oder extra verfaßt – ein facettenreiches Bild zu den individuellen Entscheidungsmotiven und Verhaltensweisen vermitteln. Gerade dieses Moment macht das Buch lesenswert. Doernberg verwies auf die noch immer komplizierte Archivsituation einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Themas und auf die subjektive Sicht der dargebotenen Erinnerungen. Anliegen der Herausgeber des Buches sei es gewesen, die Motivationen für das Verhalten der damaligen Akteure, der Deutschen in der Antihitlerkoalition sichtbar zu machen. Trotz individueller und länderbedingter Unterschiede seien es, so Doernberg, vor allem antifaschistische Grundhaltungen, politische Beweggründe, aber auch eine gewisse Dankbarkeit gegenüber den Asylländern gewesen, von denen sie sich leiten ließen. Auch materielle Gründe hätten eine Rolle gespielt, denn es sei ein Unterschied gewesen, ob man in den Reihen der Roten Armee oder in einem Internierungslager Stalins war. Als ein alle verbindendes, sehr wesentliches Moment hob er den internationalen Charakter der bewaffneten Auseinandersetzung mit Hitlerdeutschland und seinen Verbündeten hervor sowie das damit verbundene allgemein humanistische Anliegen. Doernberg verwies aber auch darauf, daß in allen Ländern die Kämpfe an der Seite „des Friedens“ mit deutschfeindlichen Stimmungen zu rechnen hatten, die bisweilen auch auf sie selbst zurückschlügen.

Fragestellungen und Diskussion betrafen vor allem Motivationsprobleme, staats- und völkerrechtliche Aspekte, den sozialen Status der deutschen Kombattanten, das Verhältnis zwischen Antifaschisten und ehemaligen Wehrmachtangehörigen, wie etwa in der Frontorganisation des NKFD, oder zu Gedanken und Gefühlen beim Betreten deutschen Bodens an der Seite der Alliierten. Auch Fragen nach der Kontrolle und Überwachung Deutscher in der Roten Armee oder im NKFD durch Organe des NKWD sowie zum eigenen Verhalten gegenüber von der Roten Armee an deutscher Zivilbevölkerung begangener Untaten wurden aufgeworfen, zumal die Autoren einschlägiger

Erinnerungsberichte, die in dem Band enthalten sind, sich dazu ausschweigen oder es als bloße Marginalie beiläufig erwähnen.

Wie die Diskussion und das Eingehen auf die gestellten Fragen durch Doernberg, Heinz Kühnrich, Gottfried Hamacher und andere der anwesenden Autoren zeigte, ist zur Beantwortung der genannten Probleme weitere For-[79:]schungsarbeit aus vergleichender Perspektive notwendig. Der Hinweis auf die oben genannten Gemeinsamkeiten täuscht über den allgemein bekannten Umstand hinweg, daß es natürlich auch schon während des Krieges gegensätzliche Auffassungen über die Gestaltung der Nachkriegsordnung und den Umgang mit Deutschland gab. Und es ist eben nicht uninteressant zu erfahren, ob und wie diese von den Deutschen wahrgenommen und reflektiert worden sind. Gänzlich an den Realitäten geht man aber wohl vorbei, wenn von einem der Autoren die Ansicht geäußert wurde, es habe im Demokratieverständnis zwischen Amerikanern, Briten und Russen, bezogen auf die in Deutschland zu gestaltende Nachkriegsordnung kaum Unterschiede gegeben. Hier gilt es zu vergleichen und den Dingen auf den Grund zu gehen. Auch das Schicksal der am Kampf der Armeen der Antihitlerkoalition beteiligten Deutschen in den beiden deutschen Staaten bleibt ein noch zu erhellendes und zu beantwortendes Problem.

GERHART HASS

Gleichschritt, Kirchenglocken und nationale Demagogie. Die Propagandaschau am „Tag von Potsdam“ (21. März 1933)

Am 12. März 1996 veranstaltete die „Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung e. V.“ in Berlin zum 63. Jahrestag des „Tages von Potsdam“ einen Vortrag mit anschließender Diskussion. Referent war Dr. Klaus Scheel, der dabei seine neueste Publikation zu diesem Thema vorstellte: *1933, der Tag von Potsdam. (Serie: Das Tagebuch Europas), Brandenburgisches Verlagshaus, Berlin 1996, 156 S., zahlreiche Illustrationen.*

Die Konzentration auf das Geschehen an diesem einen, für die deutsche Politik sehr bedeutenden Tag ist sicherlich eine für einen Historiker ungewöhnliche Herangehensweise. Diese Methode hat, wie Scheel hervorhob, einerseits Vorteile: Viele Leser, vor allem die, die an historischen Themen interessiert sind, werden auf den gut illustrierten 150 Seiten an das Geschehen herangeführt. Sie bekommen ein umfassendes Bild jenes Ereignisses, von dem sie durch wenige Zeilen eines Schulbuches, diesen oder jenen Gedenkartikel oder gar die Erzählung von Eltern und Großeltern irgendetwas gehört hatten. Das Aufzeichnen jenes Geschehens ist auch deshalb so wichtig, weil die Angehörigen jener Generationen weniger werden, die, wie der Verfasser dieser Zeilen, von einer Klassenfahrt nach Potsdam mit dem obligatorischen Besuch der Garnisonskirche über persönliche Erinnerungen verfügen, zumal nicht nur das ehrfürchtige Betrachten der Sarkophage des Soldatenkönigs und Friedrichs des Großen, sondern auch eine Auslegung des Lehrers zur Bedeutung des Hand-[80]schlages zwischen dem greisen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg und dem Reichskanzler, dem „Führer der nationalen Erhebung“ Adolf Hitler, zur Vorbereitung und Auswertung dazugehörten. Ein Ereignis, das sich immerhin so aus dem Schulalltag des damals Zwölfjährigen herausgehoben haben muß, daß es deutlich in Erinnerung geblieben ist.

Die Darlegung jenes Ereignisses vor über 60 Jahren durch Scheel erfolgte auf der Grundlage des Buches, im wesentlichen durch eine Erläuterung der knappen fünfzigseitigen Einleitung. Dennoch erfuhr der Zuhörer viele neue, in der historischen Literatur bisher oft undifferenziert und einseitig dargestellte Fakten und Zusammenhänge. Dazu gehörten die weitestgehend negative Haltung der Stadt Potsdam zu der von der Reichspropagandaführung der NSDAP, dem Reichsinnenministerium und dem Büro des Reichspräsidenten inszenierten Schau, die den Schulterschuß zwischen den national-konservativen Kräften der Weimarer Zeit, den „Helden“ des Ersten Weltkrieges und den Kräften der „Erneuerung“, der „nationalen Erhebung“ unter Hitler, demonstrieren sollte. Dazu zählt die ablehnende Position des Gemeindegemeinderats der Garnisonskirche, der in diesem Staatsakt geradezu eine Entweihung dieses Symbols des Preußentums sah und sich der Absicht der Hitlerregierung, sich in die Traditionsreihe von Friedrich dem Großen und Hindenburg einzuordnen, zu widersetzen suchte. In diesem Zusammenhang ist das Tauziehen um die Predigt von Otto Dibelius, der schließlich

einen Kompromiß einging, als er in der Garnisonskirche sprach, ein noch weiter zu erforschendes Thema zur Problematik Hitlerdiktatur und Kirchen.

Zu dem wenig bekannten Thema der immensen Sicherheitsvorkehrungen an diesem Tag in Potsdam, zu den Verhaftungen vor allem von Mitgliedern der KPD, SPD und Arbeitergewerkschaften, den Gegendemonstrationen, den Tumulten und handgreiflichen Auseinandersetzungen am Rande der Großkundgebung im Luftschiffhafen und beim Fackelzug der Nazis konnte Scheel archivalisch gesicherte Fakten darlegen. Schließlich nahm der Aspekt der propagandistischen Auswertung des „Tages von Potsdam“ durch die berlin-brandenburgische Presse und die des übrigen Reichsgebiets einen wichtigen Platz im Vortrag von Scheel und in der Diskussion ein.

Der große Vorteil für die Anwesenden ist zweifelsohne die Tatsache, daß Scheels Position in der Einleitung seines Buches nachgelesen werden kann und die abgedruckten 82 Dokumentenweise Dokumentenauszüge jedem, der sich mit der Thematik beschäftigen möchte, eine Ausgangsbasis geben. Die Diskussion machte aber auch deutlich, daß die vom Verlag und dem Autor Scheel gewählte Methode auch eine nachteilige Seite hat. Auf diese gingen dann auch während der lebhaften Debatte Brigitte Berlekamp, Klaus Drobisch, Dietrich Eichholtz, Erhard Moritz, Kurt Pätzold, Werner Röhr, Hans Umbreit und andere ein. Für den Historiker, für den – wie Scheel aus-[81:]drücklich anmerkte – das Buch allerdings nicht geschrieben ist, fehlt eine genauso akribisch wie für das Geschehen in Potsdam am 21. März 1933 belegte innen- und außenpolitische Einordnung dieses Tages in den gesamten als „Machtergreifung“, Gleichschaltung und Unterdrückung der Gegner aller Couleur zu begreifenden Prozeß der Errichtung der faschistischen Diktatur in Deutschland.

Die Diskussionsbeiträge, wie zum Beispiel, zu den am jenem 21. März in Kraft gesetzten Notverordnungen des Reichspräsidenten: zu der am nächsten Tag in Berlin fortgesetzten Sitzung des Reichstags, der seine Entmachtung und damit das faktische Ende des Parlamentarismus der Weimarer Republik beschloß; zu den nur wenige Tage später beginnenden, von der faschistischen Diktatur getragenen antisemitischen Ausschreitungen und zum Zusammenhang von Judenverfolgung und Ausländerhaß; zu den außenpolitischen Zielen des Tages von Potsdam und der Einschätzung, ob diese erreicht wurden, wie das europäische Ausland, insbesondere die Versailler Vertragsstaaten reagierten, zeigten die Vielzahl nochmals zu überdenkender und differenzierter darzustellender Probleme.

MANFRED STEINKÜHLER

Faschismusforschung und Hitlerbiographie. Eine Diskussion über das Buch von Kurt Pätzold und Manfred Weißbecker

Die Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung e. V. widmete den wissenschaftlichen Teil ihrer diesjährigen Mitgliederversammlung, die am 9. Januar im Kulturhaus Prenzlauer Berg stattfand, einer öffentlichen Diskussion über die erste, im vergangenen Jahr erschienene Hitler-Biographie aus der Hand zweier Historiker der DDR.

Kurt Pätzold/Manfred Weißbecker: Adolf Hitler – eine politische Biographie, Leipzig 1995, Miltzke-Verlag, 640 S.

Die Autoren Kurt Pätzold und Manfred Weißbecker hatten bis zu ihrer Entlassung aus dem Lehramt nach 1990 die Lehrstühle für Neuere Geschichte an der Humboldt-Universität in Berlin bzw. an der Schiller-Universität in Jena inne. Beide haben 1981 eine Geschichte der NSDAP vorgelegt, die damals auch in der Bundesrepublik erschien und anerkennende Beachtung in der westdeutschen Fachwelt fand. Pätzold und Weißbecker haben bewußt darauf verzichtet, sich mit ihrem Buch in die Reihe der bisherigen Hitler-Biographien einzuordnen. Es ging ihnen weder darum, Hitler wie bei Bullock allein in die großen historischen Zusammenhänge zu stellen, noch sich wie Maser mit unendlichen Details aufzuhalten, und schon gar nicht darum, sich wie Fest zu Überhöhun-[82:]gen verleiten zu lassen. Die Autoren wollten vielmehr „die Lebensfährte“ des Mannes verfolgen und die spezifischen Umstände analysieren, unter denen eine Person wie Hitler historisch möglich werden konnte. Als marxistischen Historikern gebührt ihnen deshalb besonderer Respekt, weil sie weder beim Aufstieg Hitlers die „verheerenden Folgen“ der unter dem Druck der KPdSU und den Winkelzügen der

Komintern verfehlten Politik der deutschen Kommunisten (S. 181), noch bei der Entfesselung des Krieges Stalins Rolle als „Komplizen des deutschen imperialistischen Eroberers“ (S. 384) verschwiegen haben. Um so mehr hätten sie darauf verweisen sollen, daß es sowohl 1933 als auch 1939 eine Alternative gegeben hätte, wenn es die damaligen Eliten aus Staat und Gesellschaft ernsthaft gewollt hätten. Denn die Geschichte Hitlers als einer historischen Person ist zwar beendet, die Umstände jedoch, die diese Biographie ermöglicht haben, dauern aber fort. Um vergleichbare Katastrophen auszulösen, bedarf es heute nicht notwendigerweise eines neuen Hitlers. Das ist die Lehre, die man aus der Lektüre dieses Buches mitnimmt.

Einleitend erklärte Manfred Weißbecker, daß diese Hitler-Biographie sich in erster Linie der NSDAP-Geschichte als eine Nacharbeit einordne, die so vor 1989 nicht möglich gewesen sei. Ziel der Autoren sei es gewesen, Hitler in den geschichtlichen Zusammenhängen, gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Eigentümlichkeiten darzustellen. Die Skala der Hitler-Bilder sei nicht kleiner geworden. Doch existierten fast nur Abbildungen, in denen die sozioökonomischen Bedingungen für Hitlers Aufstieg unterschätzt würden. Gegenstand jeder Hitler-Forschung müßten aber Nationalsozialismus und Kapitalismus gemeinsam bleiben.

Kurt Pätzold erklärte, daß man nach der Lektüre der Rezensionen den Eindruck gewinnen könne, die Entwicklung der Fakten sei abgeschlossen, und knüpfte daran die rhetorische Frage, ob Hitler-Forschung nunmehr in ihre Interpretation bestehe. Die Quelleneditionen seien eher bescheiden. Es gebe keine reflektierten Selbstzeugnisse, so daß man nicht wisse, was Gedanke und was Täuschung sei. Prägende Wirkung hätten die Aussagen der Angeklagten in den Nürnberger Prozessen erhalten. So habe Speer Hitler als ein Subjekt ohne Gefühl für Dankbarkeit und ohne Gefühl für andere bezeichnet. Auf diese Weise sei die Person über das Normale hinausgehoben worden mit dem Ergebnis, daß sie angeblich aus der Geschichte herausfalle. Hitler aber müsse immer in der Arbeitsbeziehung zu seinem Team gezeigt werden. Beispielhaft könne das am Wannsee-Dokument illustriert werden, das bekanntlich von Heydrich vorgelegt worden sei, für das es aber bisher weder Zeugnisse Hitlers noch Görings gebe. Letztlich müsse die Aufgabe jeder Hitler-Forschung darin bestehen, den Prozeß der Entdämonisierung zu entwickeln, um die Person in die Geschichte zurückzuholen.

[83:] Als Diskussionspartner waren Professor Wolfgang Ruge, langjähriger Mitarbeiter des Zentralinstituts für Geschichte der abgewickelten Akademie der Wissenschaften der DDR, und Wolfgang Wippermann, Professor für neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin, eingeladen worden. Wolfgang Ruge bekannte in seiner Stellungnahme, daß das Buch nichts Falsches enthalte, bemängelte aber, daß Wesentliches fehle. So verzichte es auf die Diskussion der Faschismus-Theorien. Hitlers Umfeld habe ebensowenig hinreichende Berücksichtigung gefunden wie der Widerstand und seine Gegner Churchill, Stalin und Roosevelt. Der westdeutsche Leser hätte über das, was in der DDR geforscht worden sei, der ostdeutsche näher über die Person unterrichtet werden müssen. Das gelte auch für den kommunistischen Widerstand, der in der DDR überbewertet, in der BRD aber gar nicht ausreichend bekannt gewesen sei. Das Buch signalisiere die Kapitulation der ostdeutschen und marxistischen Geschichtswissenschaft, da nichts von dem, was diese gemacht habe, darin enthalten sei. Wolfgang Wippermann nahm in seiner Anmerkung Anstoß daran, daß das Buch theoretische Anleitung ebenso wie kontroverse und methodologische Ansätze vermissen lasse. Das, was man von dem Buch erwartet hätte, und zwar die Auseinandersetzung mit Hitler aus marxistischer, historisch-materialistischer Sicht, sei es gerade schuldig geblieben. Vielmehr reihe es sich in die Traditionslinie von Ranke bis Fest ein. Einmal mehr habe es sich gezeigt, daß die biographische Methode gegenüber dem Anspruch versage, den Hitler-Mythos zu brechen.

Der Wirtschaftshistoriker Dietrich Eichholtz vermißte vor allem das Psychogramm Hitlers und die Darstellung der Ideologie. Durch die Autoren, so hob er in der Diskussion hervor, würden keine neuen Quellen erschlossen. Das beziehe sich vor allem auf die letzte Kriegsphase und Hitlers Beschäftigung mit Strategie und Waffentechnik. Hitlers Verhältnis zu den Massen und umgekehrt werden ebensowenig behandelt wie das Beziehungsgeflecht zum Ausland. Ob etwa Machtgier alles sei? In ihrer Replik bezeichneten die Autoren das, was nicht bearbeitet worden sei, als künftige Aufgabe. Sie hätten seitens des Verlages unter einem gewissen Erwartungsdruck gestanden. Ungeachtet allen

Respektes vor der Streitfähigkeit der Diskutanten konnte sich der sich selbst als „aufgeschlossen“ verstehende Teilnehmer „aus dem Westen“ am Ende eines Befremdens ob des Erlebten kaum erwehren. Der an einen der ehemaligen Akademiehistoriker gerichtete Vorwurf eines der beiden Autoren, daß die Akademie es doch gewesen sei, die zur Zeiten der DDR die Publikation einer Hitler-Biographie nicht gewollt habe, zeigte, daß frühere Konflikte zwar angesprochen, aber nicht ausdiskutiert wurden.

[84]

Publikationen

GÜNTHER WIELAND

Eine neue Schriftenreihe zu Justiz und Zeitgeschichte

„Juristische Zeitgeschichte“ heißt die neue Schriftenreihe, deren nächste Bände der justitiellen Auseinandersetzung mit den Naziverbrechen, der Kriminalbiologie in Hitlerdeutschland und der Nachkriegsgeschichte der nordrhein-westfälischen Rechtspflege gewidmet sein sollen.¹

Band I informiert über regionale Untersuchungsergebnisse zur Nazijustiz. H.-E. Niermann stellt das Forschungsprojekt „Über die Durchsetzung politischer und politisierter Strafjustiz im Oberlandesgerichtsbezirk Hamm“ vor. Nirgendwo anders verurteilte man damals so viele als Hoch- oder Landesverräter. N zeigt: Die ab 1942 ausufernden Lenkungsmaßnahmen der Justizverwaltung beruhten oft „auf vorherigen Vorschlägen und Eigeninitiativen der vor Ort tätigen Richter“. Er belegt, daß „ein größeres Maß an detaillierter Differenzierung ein lebenswirklicheres Bild von geschichtlicher Vergangenheit“ vermittelt und damit dem Bedürfnis wissenschaftlicher und politischer Objektivierbarkeit entspricht.

A. Knobelsdorf referiert über das Landgericht Bielefeld. Bisher gab es nur zu zwei der 154 derartigen NS-Gerichte Untersuchungen: Oldenburg² und Bochum³. Analoge ostdeutsche Arbeiten fehlen⁴. K. erörtert die Personalpoli- [85:]tik, analysiert die Spruchpraxis und beweist: Ab 1940/41 erwirkten der Gauleiter und die Kanzlei des Führers beim Justizministerium die zum Tod der Betroffenen führende Übergabe „zu mild“ Bestrafter an die Gestapo.

J. Simon untersucht die Erbgesundheitsgerichtsbarkeit, stellt juristischen Vorgaben ideologische Anforderungen gegenüber und weist nach, auf welch dubiosen Diagnosen Entscheidungen beruhten. E. Douma erörtert die Rolle jener Rechtsanwälte, die im zweiten Weltkrieg als Richter und Staatsanwälte tätig, sich oft eher dem Staat und dessen Ideologie als dem Recht verpflichtet erwiesen. Mit zentralen und lokalen Dokumenten belegt Chr. Hottes die Einbettung des Strafvollzugs in das NS-Repressionssystem. Zugleich zeigt sie dessen – von den außerjustitiellen Haftstätten abweichende – bürokratische Vorschriftsmäßigkeit und Normalität.

Führergehorsam und richterliche Unabhängigkeit in der Nachkriegsdemokratie hinterfragt G. Kleb-Braun: Ist die Justiz heute auf eine Krise des Rechtsstaats vorbereitet? Aus- und Fortbildung der Juristen sollten Ungehorsam gegen Autoritäten fördern, damit die Gesellschaft die „Richter bekommt, die sie braucht.“

¹ „Juristische Zeitgeschichte“ kann kostenlos bezogen werden über das Justizministerium des Landes Nordrhein-Westfalen, Martin-Luther-Platz 40, D-40212 Düsseldorf.

² J. Luge: Die Rechtsstaatlichkeit der Strafverfahren im Oldenburger Land 1932-1945. Eine vom Gesetz ausgehende Untersuchung der allgemeinen und sondergerichtlichen Strafrechtspraxis im prozessualen und regionalen Kontext. Diss. jur., Hannover 1991.

³ H.-E. Niermann: Das Landgericht Bochum in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur 1933-1945. In: G. Feckler/V. Brüggemann (Hrsg.): 100 Jahre Landgericht Bochum 1892-1992, Bochum 1992, S. 116 ff.

⁴ Zwar hatte die Zeitschrift „Staat und Recht“ (1984/2, S. 136) kritisiert, daß die DDR-Rechtswissenschaft erst „am Anfang der wissenschaftlichen Analyse des Nazifaschismus“ stehe, Forschung und Lehre daher der Auseinandersetzung mit dem Nazistaat, seinem Recht und seiner Justiz verstärkt Aufmerksamkeit schenken müßten – in ausgereiften Publikationen hat sich das freilich nicht mehr niedergeschlagen.

Der kürzlich erschienene Band 2 gibt die Beiträge der Tagung über Perspektiven und Projekte juristischer Zeitgeschichte wider, die im Juni 1994 in der Justizakademie Recklinghausen stattfand. Nach Th. Vormbaum überschreitet Rechtsgeschichte zeithistorische Epochen, zumal sich die Wurzeln aktuellen Rechts bis ins „Zeitalter der Aufklärung hinein“ erstrecken. H.-U. Thamer plädiert für eine interdisziplinär (vor allem auf geschichts- und sozialwissenschaftlichen Fragen) orientierte juristische Zeitgeschichte. H. Kramer mahnt deren politisch-pädagogische Nutzbarmachung in Juristenausbildung und Rechtsanwendung an.

K. Marxen untersucht den Volksgerichtshof in zeitgeschichtlicher Perspektive. Er weist die Einbindungsmöglichkeit traditioneller Rechtsförmigkeit in ein politisch überwölbt, zweckrationales Rechtsverständnis nach. Seine Analyse der Spruchpraxis des Tribunals widmet freilich dessen Entwicklungsetappen und denen der immer drakonischeren NS-Normative nicht ausreichend Augenmerk.

[86:] K. Bästlein äußert sich zu Funktion und Struktur der Justiz in autoritären Systemen am Beispiel des NS-Staates und der DDR. Zwar sieht er die ostdeutschen Juristen nach Funktionszuweisung und Habitus als „subalterne Funktionäre“, dennoch betont er: „In weiten Teilen der zivil- und arbeitsrechtlichen, ja selbst der strafrechtlichen Spruchpraxis stand die DDR-Justiz qualitativ kaum hinter derjenigen in der Bundesrepublik zurück.“ Auch E. Keplers „Forschungen zur DDR-Rechtswirklichkeit“ wenden sich gegen die in bestimmten Medien gängige Gleichsetzung von NS- und DDR-Justiz.

Schließlich wird über zwei Ausstellungen informiert. N. Haase stellt das Dokumentations- und Informationszentrum Torgau vor und D. Stempel die Ausstellung des Bundesjustizministeriums „Im Namen des Volkes? – über die Justiz im Staat der SED“. Bedrückend sind Belege der Steuerung der Rechtsprechung wie die von einem Operationsstab der obersten Justizorgane stammende Orientierung für Instrukteure nach dem 17. Juni 1953. Noch beschämender ist die steckbriefartige öffentliche Denunziation eines am 10. November 1957 in den Westen gegangenen Leipziger Lehrers durch die Staatsanwaltschaft als „Verrat an der DDR und Vergehen gegen das Paßgesetz“, obwohl Republikflucht erst im folgenden Monat kriminalisiert wurde.

Stempel räumt ein, eine analoge Ausstellung über die Bundesjustiz wäre zu wünschen, aber wegen der „Archivsituation nicht leistbar“ gewesen. In der Tat stieß sie auf großes Interesse, auch um Aufschluß zu geben, warum einer der Schöpfer des Gesetzes über den Volksgerichtshof oberster Beamter des Bundesjustizministeriums werden konnte. Dabei sollten aber Oberflächlichkeiten vermieden werden: So ist Stempels Beitrag ein Bild des vermeintlichen Amtssitzes des Obersten Gerichts der DDR beigefügt, das tatsächlich Ostberlins Stadtgericht zeigt.

[87:]

BERLINER GESELLSCHAFT FÜR FASCHISMUS- UND WELTKRIEGSFORSCHUNG e. V.

Bericht des Vorstandes

zur Jahresversammlung am 9. Januar 1996

Liebe Kolleginnen und Kollegen, wir berichten heute über die Entwicklung unserer Gesellschaft seit dem Februar 1995.

1. Wissenschaftliche Veranstaltungen 1995

Die Gesellschaft hat I 995 eine wissenschaftliche Konferenz und sieben Vorträge mit Diskussion bzw. Werkstattgespräche durchgeführt: Dies waren

→ am 3. und 4. Februar 1995 die Konferenz „Kapitulation und Befreiung. Das Ende des zweiten Weltkrieges in Europa“;

→ am 7. März 1995 das Werkstattgespräch mit Ute Ehrich „Vom Propagandaministerium verschmäht – beim Reichssicherheitshauptamt willkommen? Das Institut für Zeitungswissenschaft der Universität Leipzig 1933-1945“;

→ am 11. April 1995 das Werkstattgespräch mit Dr. Martin Moll über sein Forschungs- und Editionsprojekt „Rechtsetzung im ‚Führerstaat‘ – Edition und Interpretation von Hitlers zivilen Erlassen und Anordnungen 1939-1945“;

→ am 16. Mai 1995 der Vortrag von Rainer Fröbe über „NS-Vorbereitungen auf die Niederlage. Die Straßburger Konferenz“;

→ am 13. Juni 1995 das Werkstattgespräch mit Dr. Werner Stang über „Brandenburg 1945 – Übergang vom Krieg zum Nachkrieg“;

→ am 12. September 1995 der Vortrag von Prof. Dr. Dietrich Eichholtz „Die Kriegsniederlage des faschistischen Deutschland. Probleme einer Forschungsbilanz“;

→ am 10. Oktober 1995 das Werkstattgespräch mit Dr. Hans Umbreit über „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg‘ – Stand und Probleme des Forschungs- und Editionsprojektes“;

[88]

→ und am 9. November 1995 der Vortrag von Prof. Dr. Stefan Doernberg über „Deutsche ‚im Bunde mit dem Feind‘ im zweiten Weltkrieg“.

Mit vier Referenten aus der Gesellschaft und drei von außerhalb haben wir bei den monatlichen Veranstaltungen auch in diesem Jahr die angestrebte Proportion einigermaßen halten können. Auf der Konferenz hielten sieben Mitglieder und acht Gäste Vorträge. Wie die Übersicht im Rückblick ergibt, heißen viele unserer monatlichen Veranstaltungen nicht nur „Werkstattgespräch“, sondern bilden in der Tat einen Ausschnitt aus der Werkstatt der Wissenschaftler, wobei allerdings jeweils unterschiedliche Phasen hervortraten. Während Ute Ehrich, Dr. Stang, Prof. Eichholtz und Prof. Doernberg gewissermaßen abschließend Probleme ihrer Dissertation, ihres Forschungsprojektes bzw. Buches erörterten, stellten Dr. Moll und Rainer Fröbe gerade aufgenommene Forschungsprojekte hinsichtlich des gewählten Konzeptes, des historischen Materials und der vor ihnen liegenden Arbeitsprobleme vor. Vielleicht in der Mitte befände sich Dr. Umbreit, der über die aktuellen Probleme eines langjährigen und mehrbändigen Forschungs- und Editionsprojektes („Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“) informierte, dessen zweite Hälfte noch zu realisieren ist. Wir glauben, daß die wissenschaftlichen Streitgespräche auch für die Vortragenden Forscher selbst von unmittelbarem Nutzen waren.

Unsere Veranstaltungen waren öffentlich. Ihr wissenschaftlicher Charakter, ihre thematische Spezifik und ihr Anspruch zielen auf Teilnehmer, die an Forschungsergebnissen und Kontroversen zu diesen Themen wie an deren politisch-historischen Zusammenhängen interessiert sind und mit Sachkenntnis Anteil nehmen. Wir machen die Erfahrung, daß der Werkstattcharakter und die lebendige Streitkultur unserer Veranstaltungen von den Fachkollegen geschätzt werden. Doch dürfen wir nicht übersehen, daß wir von diesem Personenkreis gerade in Berlin nach wie vor noch zu wenige Kollegen erreichen.

Zwei Werkstattgespräche mit Gästen stützten sich auf deren jüngste Publikationen und informierten über sie. Die für 1995 beabsichtigten Buchpremierer mit Arbeiten unserer Mitglieder dagegen konnten wir nicht durchführen. In einem Fall, weil das Buch noch nicht erschienen ist.

Zur Februarkonferenz 1995 „Kapitulation und Befreiung“

Die Konferenz über „Kapitulation und Befreiung“ war zweifellos der bisherige Höhepunkt der wissenschaftlichen Veranstaltungen der Gesellschaft. Natürlich konnte sie in der Vielzahl der Sessionen zum 50. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus nur ein bescheidener Beitrag sein. Doch die Verbindung eines so-[89:]zialgeschichtlichen Ansatzes mit der Erörterung der Bedeutung der Kriegsniederlage des faschistischen Deutschland als geschichtliche Zäsur auch für die Entwicklung seiner Nachbarländer hat sich als fruchtbar erwiesen und ihr im Spektrum der Tagungen einen spezifischen Platz verschafft. Bereits die Vorbereitung erzielte eine für uns zuvor nicht erreichte Resonanz. Für die Konferenz konnten eine Reihe von Kollegen als Referenten gewonnen werden, die an der Tätigkeit der Gesellschaft bisher keinen Anteil genommen hatten, darunter aus drei Nachbarländern. So hatten wir mit Prof. Botz und Dr. Moll zwei Referenten aus Österreich, mit Prof. Collotti und Dr.

Mantelli zwei aus Italien und mit Prof. Nazrewicz und Prof. Szczegola zwei aus Polen. Auf der Tagung wurden insgesamt 15 Vorträge gehalten und in unterschiedlichem Ausmaß diskutiert. Im ganzen können wir einschätzen, daß auf der Tagung

1. zu den ausgewählten sozialgeschichtlichen Problemen des Kriegsendes, der Befreiung und des Übergangs zum Nachkrieg in Deutschland selbst und in einigen Nachbarländern zahlreiche neue und mit großem Interesse aufgenommene Forschungsergebnisse präsentiert wurden;
2. eine Reihe von Forschungsproblemen, so z. B. die Zusammenhänge von erwarteter Kriegsniederlage und wirtschaftlicher Überlebens- bzw. Nachkriegsplanung oder die kriegswirtschaftliche Bilanz der Niederlage in Analyse bzw. Fragestellung anregend und auf hohem theoretischem Niveau behandelt bzw. gelöst wurden;
3. die Kriegsniederlage des deutschen Faschismus als Zäsur der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands wie der von ihm überfallenen und nunmehr von der Okkupationsherrschaft befreiten Länder in ihrer historischen und aktuellen Bedeutung untersucht und ihre kontroversen politischen Bewertungen erörtert wurden.

Das Konferenzthema hatte Interesse bei Teilnehmern geweckt, die vorher noch nie etwas von unserer Gesellschaft gehört hatten, z. T. recht weit angereist waren, so daß diese Tagung auch hinsichtlich der Teilnehmer die bisher erfolgreichste der Gesellschaft war.

Die Konferenz war mittelfristig vorbereitet worden, der Vorbereitungsgruppe gehörten Gerhart Hass, Fritz Petrick, Paul Heider und Werner Röhr an. Trotz außerordentlicher Bemühungen war es nicht möglich, für diese Tagung einen Sponsor zu gewinnen. Die Senatsverwaltung für Wissenschaft lehnte das ebenso ab wie die Gremien des Abgeordnetenhauses und ebenso alle Stiftungen, an die wir uns wandten. Einzig von den PDS-Abgeordneten des Berliner Abgeordnetenhauses wurden wir mit einer Spende von 300 DM unterstützt. Dank der Gastfreundschaft des Kulturamtes Prenzlauer Berg, der Spendenbereitschaft unserer Mitglieder sowie durch die Teilnahmegebühren konnte die Konferenz trotzdem durchgeführt werden. Wir danken noch einmal herzlich dem Kulturamt und den PDS-Abgeordneten, die die Spende aus ihren privaten Mitteln gaben. Alle Referenten sprachen ohne Honorar und, von zwei Ausnahmen abgesehen, brauchten wir keinem Hotel- und Reisekosten zu erstatten. Viele unserer Mitglieder haben an den beiden Tagen durch ihre Mithilfe dazu beigetragen, daß alle erforderlichen praktischen Aufgaben erledigt werden konnten. Ihnen allen und allen Referenten sei an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt.

Die Konferenz machte aber auch deutlich, daß die wissenschaftliche und organisatorische Basis der Gesellschaft für so anspruchsvolle Aufgaben noch sehr schmal ist. Will die Gesellschaft auch künftig solche Konferenzen durchführen, so ist die Initiative der Mitglieder gefordert, denn das wird nur möglich sein, wenn ein Mitglied bzw. eine Gruppe die inhaltliche und organisatorische Vorbereitung federführend übernimmt.

Fritz Petrick hat es dankenswerterweise übernommen, die Tagungsbeiträge der Konferenz „Kapitulation und Befreiung“ zum Druck vorzubereiten und herauszugeben und dafür schon eine Menge Arbeit geleistet. Leider hängt auch diese Edition vom Geld für einen Druckkostenzuschuß ab, den wir bisher noch nicht sichern konnten.

2. Geplante wissenschaftliche Veranstaltungen 1996

Die vor einem Jahr gegebene Orientierung für die Planung unserer monatlichen Veranstaltungen sollte auch im künftigen gelten, das heißt:

1. Zunächst geht es in den Veranstaltungen darum, Forschungsgegenstände, Forschungsergebnisse, Projekte und Forschungsprobleme unserer Mitglieder in Vorträgen und Werkstattgesprächen vorzustellen und zu debattieren.
2. Verstärkt streben wir an, wichtige Forschungsprojekte und -richtungen mit ihren Vorhaben, Resultaten und Problemen bei uns vorzustellen. Die Möglichkeit dazu ist durch die finanziellen Voraussetzungen natürlich beschränkt.

3. Perspektivisch sollen stärker solche Gegenstände ausgewählt werden, die bisherige Desiderata tilgen, zu denen neue Erkenntnisse gewonnen werden konnten und die grundlegende und integrative Fragestellungen aufwerfen. Dazu wären besonders wissenschaftliche Jahreskonferenzen geeignet.

[91:] Die Gesellschaft ist überparteilich, ihr gehören Vertreter unterschiedlicher politischer und wissenschaftlicher Standpunkte an. Wir wollen Meinungsstreit Kontroverse und Polemik noch stärker ausprägen, um sowohl wissenschaftlich anregend und produktiv zu wirken als auch die politischen Wirkungsmöglichkeiten wissenschaftlicher Faschismus- und Weltkriegsforschung zielstrebig zu nutzen.

Für das erste Halbjahr 1996 sind außer der Diskussion zur Hitlerbiographie folgende Vorträge vorgesehen:

Februar: Dr. Bernhard Dörner über „Die NS-Judenverfolgung und die deutsche Justiz“

März: Dr. Klaus Scheel über den „Tag von Potsdam“.

April: Prof. Gerhart Hass über die Zerschlagung der Tschechoslowakei im März 1939.

Mai: Dr. sc. Fritz Petrick über „Dänemark-deutsches Musterprotektorat?“

Juni: Prof. Wolfgang Wippermann über Wege und Irrwege der Faschismusforschung.

Im zweiten Halbjahr werden Terie Halvorsen aus Oslo und Fritz Petrick über die Wollweber-Organisation in Norwegen sprechen. Von Dr. Hartmut Mehringer, dem Leiter der Außenstelle Potsdam des Instituts für Zeitgeschichte, haben wir für 1996 eine Zusage, unseren Mitgliedern die Bestände und die bisherigen Forschungsprojekte des IfZ über die faschistische Diktatur im Überblick vorzustellen.

Wir bitten alle Mitglieder, ihre Wünsche und Vorschläge für eigene Vorträge bzw. für andere Veranstaltungen der Gesellschaft dem Vorstand mitzuteilen. Des weiteren bitten wir um Vorschläge, welche zu erwartenden Publikationen unserer Mitglieder wir öffentlich vorstellen sollten.

3. Publikationen und Öffentlichkeitsarbeit der Gesellschaft

Hier ist an erster Stelle das BULLETIN zu nennen. Wir haben 1995 zwei Nummern herausgebracht, wenn auch die letzte später als vorgesehen. Schwerpunktthema von Heft 4 war die Rolle der DAF in den okkupierten Ländern während des zweiten Weltkrieges, zu dem Fritz Petrick einen Artikel und Margarete Piesche eine Bibliographie beisteuerten. Schwerpunktthema im Heft 5 ist die nazistische Vernichtungspolitik als Gegenstand unterschiedlicher Disziplinen, zu dem Regina Wegner den Hauptartikel und Gerhard Armanski und Werner Röhr Beiträge lieferten. Das BULLETIN hat bisher eine gute Resonanz, aber erstens nur in wenigen Zeitschriften, und zweitens hatte das noch [92:] zu geringe Wirkung auf die Abonnentenzahl. Im BULLETIN haben auch 1995 vor allem Mitglieder publiziert, so Fritz Petrick, Martin Moll, Margarete Piesche, Gerhart Hass, Werner Röhr; doch mit Regina Wegner, Jürgen Danyel und Gerhard Armanski erstmals auch Autoren von außerhalb. Aus Anlaß des 65. Geburtstages von Kurt Pätzold druckte das BULLETIN eine Bibliographie seiner Schriften, die Margarete Piesche erarbeitet hat. Wir hoffen damit eine gute Tradition zu begründen. Berichte über Veranstaltungen der Gesellschaft wurden von Ute Ehrich und Werner Röhr verfaßt. Das jüngste Heft dokumentiert ausführlich ein Streitgespräch zwischen Kurt Pätzold und Lutz Niethammer über die Dokumentation „Der ‚gesäuberte‘ Antifaschismus“. Einige fertige kleinere Beiträge mußten aus Umfangsgründen auf das nächste Heft verschoben werden. Wir danken allen Mitgliedern, die durch ihre Beiträge zum bisherigen Gelingen des BULLETINs beigetragen haben und besonders der Redakteurin, Frau Dr. Brigitte Berlekamp.

Mit dem BULLETIN erreicht die Gesellschaft eine im Vergleich zu unseren wissenschaftlichen Veranstaltungen erweiterte Öffentlichkeit. Es eröffnet auch neue Kommunikationsmöglichkeiten, die wir nutzen sollten. Wir bitten deshalb alle Mitglieder, nach ihren Möglichkeiten am BULLETIN mitzuarbeiten und ihm durch Beiträge und Informationen einen hohen Gebrauchswert und eine gute Qualität zu verschaffen.

Die Freude über die guten Resonanzen des BULLETINS dürfen jedoch unsere selbstkritische Sicht auf die Schwächen und die Schwierigkeiten nicht in den Hintergrund treten lassen.

1. Einschließlich unserer Mitglieder haben wir mit BULLETIN 5 rund 100 Abonnenten. Wir brauchen aber das Dreifache, damit es rentabel wird. Zwar wurden von BULLETIN 4 weitere 40 Stück über die ASG verkauft, doch wirklich helfen können nur Abonnements. Die Einführungskosten des BULLETINS sind noch längst nicht ausgeglichen.

2. Bedingt durch die niedrige Auflage sind die Selbstkosten pro Exemplar viel zu hoch, obwohl Herausgeber, Redakteurin und alle Autoren ehrenamtlich wirken. Dieses Mißverhältnis läßt sich nur durch die Erhöhung der Abonnentenzahl überwinden. Wenn sie 1996 nicht ausreichend gelingt, muß das BULLETIN eingestellt werden, denn einen Druckkostenzuschuß können wir nicht zahlen.

3. Das Abonnentennetz des alten Bulletins ist völlig zerbrochen, so daß wir von vorn anfangen mußten. Unsere Hoffnungen auf einen gewissen Mindestabsatz durch frühere Leser im In- und Ausland haben sich nicht erfüllt.

[93:] 4. Natürlich ist eine gute Qualität der Hefte die beste Werbung, doch wir machen gerade die Erfahrung, daß sie keineswegs ausreicht. Da Herausgeber und Redakteurin bisher alle Kraft aufwenden mußten, die Hefte zum Druck überhaupt fertig zu machen, blieb für Werbung wenig übrig. Jene Zeitungen, an die das BULLETIN gesandt wurde, haben es mit Ausnahme von Argument ausführlich vorgestellt, aber es sind zu wenige, und sie haben einen zu beschränkten Leserkreis. Wir bitten alle Mitglieder, in ihrem Bekanntenkreis und vor allem bei ihnen zugänglichen Bibliotheken für das BULLETIN zu werben, ohne persönliche Empfehlung durch einen Fachgelehrten schaffen die Bibliotheken es nicht an, zum anderen um Vorschläge an die Redaktion. Die bisherige Erfahrung zeigt, daß es noch viele weitere Interessenten gibt, sie aber bisher von uns nicht erreicht werden.

5. Redaktionsarbeit, Layout und technische Herstellung sind aufgrund unserer bisher unzulänglichen Erfahrungen wie auch aus Kostengründen wenig professionalisiert.

6. Auch darf die redaktionelle Arbeit künftig nicht allein Dr. Berlekamp und Prof. Röhr überlassen werden, sondern es sollte für jedes Heft möglichst eine Redaktionsgruppe gebildet werden.

7. Obwohl wir zunehmend nicht mehr bloß von der Hand in den Mund leben, haben wir für die redaktionelle Arbeit inhaltlich-konzeptionell zu wenig Planung und Vorlauf.

1995 ist auch endlich die erste Buchausgabe einer wissenschaftlichen Tagung der Gesellschaft erschienen: Der Band „Terror, Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus“ im Verlag Westfälisches Dampfboot ist allerdings gegenüber unserer Konferenz von 1993 ein weitgehend selbständiges Buch. Es stellt im ersten Teil nicht mehr nur eine, sondern vier Regionen vor, es diskutiert im Mittelteil kritisch Gerhard Pauls Thesen zur Sozialgeschichte der Gestapo und gruppiert im dritten theoretische Beiträge zu Fragen einer Sozialgeschichte des deutschen Faschismus um die kontroversen Ansätze von Alf Lüdtke und Karl Heinz Roth. Von unseren Mitgliedern sind Dietrich Eichholtz, August Waltzl, Karl Heinz Roth und Werner Röhr mit Beiträgen vertreten. Die Mehrheit der Autoren ist von außerhalb: Gerhard Paul, Walter Struve und Martina Dietrich, Ludwig Eiber, Sibylle Hinze, Frank Dingel, Alf Lüdtke, Michael Schneider, Sigrid und Wolfgang Jacobeit. Manche Beitragszusage von Mitgliedern wurde leider zurückgezogen. Wir danken allen Autoren für ihre Mühe, zum Gelingen des Bandes beizutragen.

Die Veranstaltungen der Gesellschaft werden dank Ute Ehrich regelmäßig in der Berliner Tagespresse (Tagesspiegel, Neues Deutschland, taz) angekündigt. [94] Neuerdings haben wir auch die Möglichkeit, über die blz. Zeitschrift der GEW Berlin, eine wichtige Zielgruppe, die Geschichtslehrer, zu unseren Veranstaltungen einzuladen. Wichtig erscheint uns auch, Veranstaltungen durch Auszüge in Archiven publik zu machen. Alle Mitglieder werden um Vorschläge gebeten, wie wir die Zielgruppe der Geschichtsstudenten in Zukunft besser erreichen können.

Zur Publizität der Gesellschaft sollte vor allem gehören, regelmäßig in der Fachpresse wie in Tageszeitungen über unsere Veranstaltungen zu berichten. Wir waren im vergangenen Jahr nicht

kontinuierlich bemüht, Berichte über Veranstaltungen den Redaktionen von Fachzeitschriften anzubieten. Um so mehr ein Dank an alle Mitglieder, die solche Berichte schrieben und publizierten. Wir bitten alle Mitglieder, sich daran zu beteiligen, entsprechende Texte den Zeitschriften anzubieten und Frau Ehrich, die diese Sache in die Hand genommen hat, zu informieren. Sie wird von Fall zu Fall den einen oder anderen bitten, eine solche Notiz zu verfassen. Nach unserer Kenntnis haben bisher die 1999, die ZfG, die IWK, die BzG, die GEP, Utopie kreativ und das ND über solche Veranstaltungen berichtet. Wir sollten diesen Zeitschriften auch künftig regelmäßig solche Texte anbieten und den Kreis möglichst noch erweitern.

Unsere Öffentlichkeitsarbeit leidet auch darunter, daß unsere Einladungen, Mitteilungen optisch wenig professionell umgesetzt sind. Doch eine professionelle Anfertigung von Logo, Kopfbogen und Layout durch Gebrauchsgraphiker erfordert Mittel, die wir bisher nicht aufbringen konnten.

4. Zur Mitgliederentwicklung

1995 ist in der Mitgliederentwicklung zahlenmäßig ein Jahr der Stagnation, d. h. zwei Mitglieder sind ausgetreten und drei neue haben wir gewonnen. Der heutige Stand ist: 31 Mitglieder, darunter das erste und bisher einzige fördernde Mitglied unserer Gesellschaft. Von diesen 31 Mitgliedern sind 21 aus Berlin, Potsdam oder Umgebung. Zwei unserer Mitglieder leben in Österreich, einer in Norwegen, einer in den USA. Für diese wie für unsere Kollegen aus weit entfernten Städten ist es zweifellos schwierig, an den Veranstaltungen und an der Tätigkeit der Gesellschaft hier in Berlin teilzunehmen. Doch gerade von ihnen nehmen manche sehr aktiv Anteil und haben bereits mehrere Veranstaltungen gestaltet bzw. mitgetragen. Nicht wenigen unserer Mitglieder fällt es auch aus Alters- oder Krankheitsgründen schwer, regelmäßig teilzunehmen. Wir möchten sie alle bitten, sich in diesem Falle möglichst aktiv an [95:] der Gestaltung der Publikationen der Gesellschaft, vor allem des BULLETINS zu beteiligen.

Wir können heute nur wiederholen, was bereits vor einem Jahr gesagt wurde: Für eine produktive Entwicklung und eine wirkungsvollere Tätigkeit unserer Gesellschaft sind wir noch zu wenige. Dabei ist es nicht allein die absolut zu geringe Zahl, sondern die nicht ausreichende Zahl der Mitglieder aus Berlin und seiner Umgebung. Wir müssen Augenmerk und Anstrengungen *aller* Mitglieder darauf richten, diesen Zustand zu verändern. Unsere Bemühungen um eine engere Kooperation insbesondere mit Kollegen an den vier Universitäten in unserer Nähe, aber auch an den anderen thematisch verwandten Instituten und Einrichtungen, haben hier keine Fortschritte gebracht. Wir sind insbesondere in Berlin in diesem Jahr wieder drastisch damit konfrontiert worden, welche Vorbehalte und Berührungängste gerade bei Kollegen aus dem westlichen Berlin uns gegenüber bestehen, von Gleichgültigkeit oder Desinteresse hier einmal ganz abgesehen.

Wie bereits bei früherer Gelegenheit bitten wir alle Mitglieder, in der aktiven Suche nach einer Erweiterung der Basis der Gesellschaft nicht nachzulassen. Es geht uns sowohl darum, Teilnehmer unserer Veranstaltungen oder künftige Mitglieder zu gewinnen, als auch um Referenten. Wie bereits vor einem Jahr gesagt, möchten wir bei Wissenschaftlern, die über uns verwandte Gegenstände arbeiten, bei Lehrern, Publizisten etc., die sich damit beschäftigen, bei Antifaschisten, die ihre politische Haltung historisch und theoretisch untermauern wollen, Interesse an unserer Gesellschaft wecken. Wir müssen uns noch stärker bemühen, Forscher zum antifaschistischen Widerstand und zu faschistischen Bewegungen der Gegenwart zu gewinnen und uns an die Universitäten und dort vor allem an die jüngeren Kollegen wenden.

5. Zu den Gesprächen im Abgeordnetenhaus von Berlin

Der Vorstand hatte sich 1994 an den Berliner Senat/Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung gewandt und eine institutionelle Förderung beantragt. Unser Antrag wurde jedoch zurückgewiesen. Um dennoch im Bemühen um eine institutionelle Förderung nicht nachzulassen, wandten wir uns Ende 1994 an den Wissenschaftsausschuß des Berliner Abgeordnetenhauses. Zu einem von uns vorgeschlagenen Gespräch mit den Fraktionsvertretern im Ausschuß trotz der Bemühungen

seines Vorsitzenden, Prof. Tolksdorf, nicht. Unsere Bemühungen, die Abgeordneten für eine finanzielle Unterstützung aus dem Haushalt zu gewinnen, umfaßten im wesentlichen folgende drei Schritte:

[96:]

1. Der Vorstand stellte im März 1995 ein zusammenfassendes Informationsmaterial über die Tätigkeit der Gesellschaft zusammen, daß durch Prof. Tolksdorf allen Fraktionsvertretern im Ausschuß übergeben wurde.
2. Der Vorstand benannte folgende Mitglieder der Gesellschaft als bevollmächtigte Gesprächspartner für die Fraktionsvertreter im Wissenschaftsausschuß des Abgeordnetenhauses: Dr. Steinkühler mit Unterstützung von Prof. Hass für die CDU-Fraktion, Dr. Berlekamp für die Fraktion Bündnis 90/Grüne, Prof. Eichholtz für die PDS-Fraktion, Prof. Röhr für die FDP-Fraktion sowie noch einmal Dr. Steinkühler mit Unterstützung von Prof. Hass für die SPD-Fraktion. Diese Mitglieder führten in den Monaten März bis Mai 1995 Gespräche mit den zuständigen Fraktionsvertretern im Wissenschaftsausschuß, erläuterten ihnen unsere Anliegen und unsere Situation und baten sie, das Anliegen der Gesellschaft zu unterstützen.
3. Prof. Tolksdorf stellte in der FDP-Fraktion den Antrag, einen von ihm in Abstimmung mit Prof. Röhr ausgearbeiteten Fraktionsantrag zu unserer Unterstützung im Abgeordnetenhaus einzubringen. Leider fand sein Antrag in der FDP-Fraktion keine ausreichende Unterstützung und wurde mit knapper Mehrheit abgelehnt.

Im Resultat dieser Gespräche war zu verzeichnen:

Die Gesprächspartner von FDP, PDS und Grünen waren bereit, das Anliegen der Gesellschaft auf institutionelle Förderung, d. h. auf Haushaltsfinanzierung im gegebenen Fall zu unterstützen. Ein solcher Antrag kann nur von einer Fraktion eingebracht werden. Alle drei Fraktionsvertreter boten an, ihrer Fraktion vorzuschlagen, einen solchen Antrag zu stellen. Doch praktisch versucht hat es allein Prof. Tolksdorf, wie gesagt, leider erfolglos. Die Fraktionsvertreter der regierenden großen Koalition dagegen lehnten es rundweg ab, eine institutionelle Förderung zu unterstützen und verwiesen mit Begründung durch die Haushaltslage auf die Wege der Projektförderung. Damit war der Weg über eine Förderung durch das Abgeordnetenhaus erst einmal grundsätzlich blockiert.

Der Vorstand möchte trotz dieses Fiaskos unseren benannten Beauftragten ebenso danken wie jenen Abgeordneten, die dem Anliegen Verständnis entgegenbrachten und sich dafür einsetzten, ganz besonders dem Vorsitzenden des Wissenschaftsausschusses Prof. Tolksdorf. Wir bitten die genannten Mitglieder unserer Gesellschaft, weiterhin die Verbindung zu den Fraktionsvertretern im Abgeordnetenhaus aufrechtzuerhalten.

[97:]

6. Zur Rechts- und Finanzsituation der Gesellschaft

Das Finanzamt für Körperschaften hat der Gesellschaft den Status der Gemeinnützigkeit für die nächsten drei Jahre verlängert. Ungeachtet dessen haben im Jahre 1995 sowohl die Wissenschaftsverwaltung des Senats als auch die Vertreter des Abgeordnetenhauses es grundsätzlich abgelehnt, unserer Gesellschaft institutionell mit öffentlichen Mitteln zu unterstützen, auch der auf die Februar-konferenz bezogene projektbedingte Antrag auf öffentliche Mittel fand von beiden keine Unterstützung. Wir wollten eine Schulungsveranstaltung über den Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozeß durchführen, um durch eigene Anstrengungen die Finanzlage der Gesellschaft aufzubessern, aber daraus ist leider nichts geworden.

Jede an uns übergebene Spende ist steuerabzugsfähig, wir danken allen Mitgliedern und Freunden der Gesellschaft, die sie durch eine Spende unterstützt haben. Wir bitten alle Mitglieder, nach möglichen Spendern – auch kleinerer Summen – mit Ausschau zu halten und zu prüfen, welche Wege zur finanziellen Unterstützung der Gesellschaft im In- und Ausland mit einer gewissen Erfolgsaussicht beschritten werden könnten. 1995 konnten wir erstmals für eine monatliche Veranstaltung eine

geringfügige finanzielle Unterstützung von der Landeszentrale für politische Bildung Berlin erhalten. Doch diese Unterstützung ist an den Nachweis eines finanziellen Eigenanteils gebunden, den zu erbringen uns schwerfällt.

7. Kooperationen und Kommunikationen

Die Gesellschaft versendet ihr Halbjahresprogramm an rund 70 Institute und Einzelpersonen. Wir streben an, daß das halbjährliche Veranstaltungsprogramm von den Fachzeitschriften abgedruckt wird, stoßen hierbei aber zunehmend auf kommerzielle Hindernisse, da wir für solchen Abdruck nicht bezahlen können und wollen. Bisher hat vor allem die IWK die Programme regelmäßig abgedruckt. Wir erhalten unsererseits Programme und Einladungen von einem halben Dutzend Einrichtungen, davon aus Berlin vom Aktiven Museum Faschismus und Widerstand, von der Topographie des Terrors und von der Hellen Panke.

Leider ist auch in diesem Jahr die Erfahrung dominierend, daß nur einige Mitglieder der Gesellschaft aktiv dazu beitragen, den Umkreis der Kooperations- und Kommunikationsbeziehungen der Gesellschaft auszubauen und zu erweitern. Manche unserer Kollegen scheinen die Möglichkeiten zu übersehen, die sich ergeben, wenn sie anderswo Vorträge halten, an Tagungen teilnehmen oder Gespräche führen. Deshalb möchten wir noch einmal alle Mitglieder [98:] bitten, ihre Kontakte, Kommunikationen und Kooperationen etc. zu nutzen, um auf Existenz und Tätigkeit der Gesellschaft aufmerksam zu machen, dort selbst als ihr Mitglied oder ihr Vertreter aufzutreten, anzustreben, die Gesellschaft offiziell dort als Mitveranstalter auszuweisen, wo ein Mitglied eine Veranstaltung wesentlich mitträgt, persönliche Kontakte zu nutzen, um Referenten und Teilnehmer für unsere Veranstaltungen und Leser für das BULLETIN zu werben.

8. Vorstandstätigkeit und nächste Aufgaben

Der Vorstand hat im abgelaufenen Jahr regelmäßig getagt. Über die gewählten Vorstandsmitglieder hinaus nahmen Dr. Steinkühler, Dr. Petrick und Ute Ehrich daran teil. Vorrangiger Gegenstand war die Veranstaltungsplanung. Laufend hatten wir auch mit jenem Problem zu tun, das wir bisher nicht lösen konnten, d. h. der Erschließung von Finanzquellen. Diesem Zweck dienten auch die zusätzlichen Beratungen zu den Gesprächen mit den Abgeordneten. An der Rangfolge der dringlichsten Aufgaben hat sich gegenüber dem Vorjahr nichts geändert:

1. Vorrang hat das Veranstaltungsprogramm, d. h. die Auswahl von Themen und Referenten und die Gestaltung von Veranstaltungen mit einem hohen Informationsgehalt, theoretischem Anspruch, lebendiger Diskussion und wissenschaftlicher Streitkultur.
2. Unentbehrlich und immer dringlicher ist die Erschließung von Finanzquellen für die Geschäftstätigkeit der Gesellschaft, d.h. auch für die räumlich-gegenständlichen Voraussetzungen unserer Tätigkeit, für wissenschaftliche Veranstaltungen mit Gästen von außerhalb sowie für die Publikationsvorhaben der Gesellschaft.
3. Die Mitgliederbasis der Gesellschaft muß erweitert werden und die Beziehungen zu verwandten Einrichtungen müssen weiter ausgebaut werden.

Wir danken allen aktiven Mitgliedern für ihren Einsatz im abgelaufenen Jahr, allen Referenten aus der Gesellschaft, und ganz besonders Frau Dr. Margarete Piesche, die selbständig unsere Finanzangelegenheiten betreut, und Frau Ute Ehrich, die in diesem Jahr die Öffentlichkeitsarbeit übernommen hat.